

Die Familie Kullen

200 Jahre im Dienst
der Schule
1722-1922

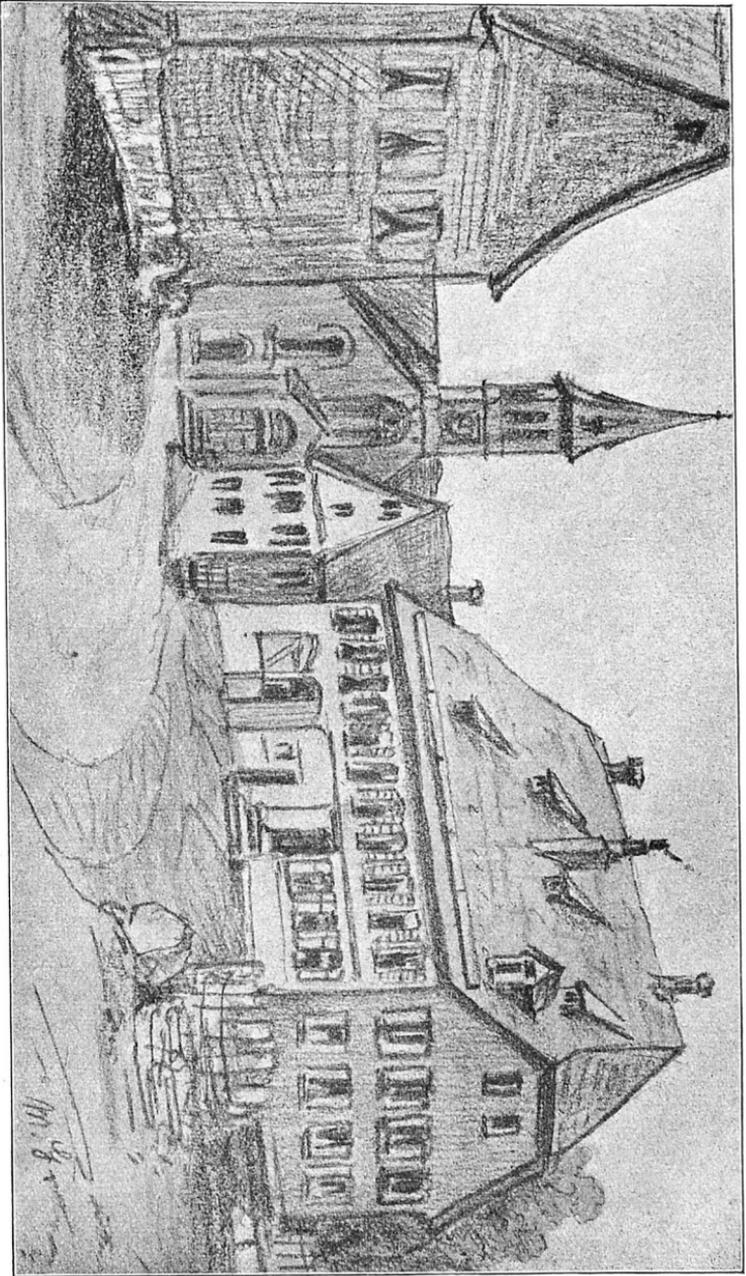


von
Friedrich Baun, Pfarrer



Quell-Verlag / Stuttgart

Сѣмъшкоу в Гѣлбѣнѣ



Die Familie Kullen

Zweihundert Jahre
im Dienst der Schule zu Hülben
(1722—1922)

Von
Friedrich Baun
Pfarrer

Mit 3 Bildern



Stuttgart 1922
Quell-Verlag der Ev. Gesellschaft

Alle Rechte
von der Verlagsbuchhandlung
vorbehalten

Druck von Chr. Scheufele in Stuttgart

Inhalts=Übersicht.

Vorwort.	7
I. Stammhaus und Stammeltern	9
II. Jakob Friedrich Kullen (1758—1818)	12
III. Christian Friedrich Kullen (1785—1850) und seine Frau	
1. Der Hausvater	21
2. Die Hausmutter	38
IV. Johannes Kullen (1827—1905) und Pauline, geb. Herrmann († 1921)	51
V. Die sechste Generation	85



Die Folge der Kullen im Schulamt in Hülben:

1. Johannes Kullen 1722—1756.
2. Wilhelm Kullen 1756—1784.
3. Jakob Friedrich Kullen 1784—1818.
4. Christian Friedrich Kullen 1818—1850.
5. Johannes Kullen 1850—1905.
6. Albrecht und Paul Kullen seit 1905.



Vorwort.

Am 24. September 1922 werden es 200 Jahre, daß in Hülben, Oberamt Urach, in ununterbrochener Reihenfolge vom Vater auf den Sohn ein Glied der Familie Kullen im dortigen Schuldienst steht. Zur Zeit ist in Oberlehrer Albrecht K. und Hauptlehrer Paul K. die 6. Generation an der Reihe. Welche Treue zum angestammten Beruf und welche Anhänglichkeit an die Gemeinde offenbart sich darin! Von dieser wackeren Lehrersfamilie ist im Lauf der Jahrhunderte ein reicher Segensstrom geistlichen Lebens nicht bloß auf die Gemeinde selber sondern auch auf die ganze Umgegend ausgegangen. Hülben ist heute noch ein Hort und Herd des schwäbischen Gemeinshaftseins auf und unter der Alb, besonders durch seine Brüderkonferenzen, die jeden letzten Samstag eines Monats dort stattfinden.

Nun mögen zum 200jährigen Jubiläum die alten Väter und „Schulmeister von Gottes Gnaden“ neu vor unsrem Auge und Geiste erstehen und in ihrem vorbildlichen Wandel, ihrer biblischen Gediegenheit und reichen christlichen Erfahrung zu uns reden. Auch ihrer trefflichen, ihnen ganz ebenbürtigen Frauen soll gebührend gedacht werden. Eine Fülle von Stoff steht uns hiebei zur Verfügung, wie er besonders in den beiden (jetzt leider vergriffenen) Büchern von Samuel Kullen, „45 Erbauungsstunden des † Johannes Kullen samt seinem Lebensabriß“ (2. Aufl. 1854) und Dr. Wilh. Busch, „Aus einem schwäbischen Dorfschulhause“ (1906) niedergelegt ist. Wertvolle Beiträge und Ergänzungen, besonders für die neuere Zeit, lieferte auch die derzeitige Familie.

Christliche Lebensbilder gibt es in ungezählter Menge; aber christliche Familiengeschichte, die sich über einen größeren Zeitraum erstrecken und ein allgemeines Interesse beanspruchen dürfen, sind sehr selten.

Möge nun die kleine Schrift eine freundliche Aufnahme in weiteren Kreisen finden und unter Gottes Segen eine „Saat zur Ewigkeit“ austreuen!

N a b e r n bei Kirchheim-Teck, Pfingsten 1922.

Der Verfasser.

I. Stammhaus und Stammeltern.

Auf der Hochfläche der Schwäbischen Alb, unfern der weithin ragenden, großartigen Ruine Hohen-Neuffen (703 m), liegt das Pfarrdorf H ü l b e n , in das wir im Geiste Einkehr halten wollen. Der Name kommt her von „Hüle“ oder „Hülbe“, was eine flache Wassergrube bedeutet, in der man bei der oft herrschenden Trockenheit der Gegend ehemals das Regenwasser für das Vieh sammelte. Heutzutage sind die meisten Alborte durch Pumpwerke und Röhrenleitungen mit gutem Trinkwasser aus den Tälern versorgt. Rauh wehen die Winde hier oben — daher die „Rauhe Alb“ — und der Boden ist steinig und wenig ertragreich. Aber das Klima ist bei der frischen, reinen Luft doch gesund, und ein kräftiger Menschenschlag wächst da heran, der in unverdrossener Arbeit das magere Feld bebaut und sein gutes Auskommen dabei findet. Manche Bewohner gehen auch als Handwerker: Maurer, Gipser u. dergl., in die Fremde. Die Hülbener Frauen und Mädchen saßen ehemals an ihrer Kugel, auf welcher sie ohne Vorlage Spitzen klöppelten, die durch Händlerinnen weit und breit Absatz fanden. Meist handelte es sich um althergebrachte, einfache Muster; aber auch kunstvolle Spitzen wurden von einzelnen besonders begabten Klöpplerinnen gefertigt. Neuerdings wandern männliche und weibliche Personen vielfach in die zahlreichen Fabriken, die sich am Fuße der Alb in ihren Tälern finden. So von Hülben aus in das reizend gelegene Städtchen U r a c h ,

das nur eine Stunde entfernt in einem lieblichen, waldumrahmten Talkessel liegt.

Früher war Hülben ein kleines, armes Dorf, das noch keinen eigenen Pfarrer hatte, ist aber jetzt zu einem stattlichen Flecken mit etwa 1700 Einwohnern angewachsen und dabei in geistlicher Beziehung eine „Stadt auf dem Berg geworden, die nicht verborgen sein kann“ (Matth. 5, 14). Das Licht aber, das von hier aus weithin erstrahlte, ging von seinem Schulhaus aus, näher von der Familie Kullen, die hier nun seit 200 Jahren ansässig ist und neben dem Schulamt treulich der Gemeinschaftspflege sich widmet.

Der Stammbaum der Kullen wurzelt in dem nahegelegenen Dorfe Erkenbrechtsweiler, wo bereits im Jahre 1540 die Geburt eines Michael Kullen erwähnt wird. Ums Jahr 1600 findet sich dann dort ein weitverzweigtes Geschlecht der „Cullin“, „Kullin“ oder „Kulle“. (Die Bedeutung des Namens ist sprachlich noch nicht ganz aufgeklärt.) Als älteste Angabe im Ehebuch von Hülben steht der Eintrag: „Anno Domini 1667, den 10. Februar, hält Hochzeit zu Hülben Johannes, Sohn des Hans Kullins verburgerten Inwohners zu Erkenbrechtsweiler, Ehelicher Sohn, mit Marja, des Franz Muffen zu Hülben Ehelicher Tochter.“ Dessen Sohn war Georg (Jerg) Kullen, Bürger und Bauer zu Hülben, verheiratet den 5. Nov. 1688 mit Anna Barbara, Tochter des Georg Schill, Schultheißen und Schulmeisters zu Hülben. Sein Sohn Johannes, geb. d. 22. Juni 1701, trat am 24. Sept. 1722 in die Ehe mit Anna Maria Muff, Tochter des Kaspar Muff, der ebenfalls Schulmeister und Schultheiß in Hülben war, und wird bei seiner Verheiratung „Adjunkt (Gehilfe) bey der Schul“ genannt.

Hier beginnt also die Lehrerbahn der

Kullen, und einige Jahre später bei seiner zweiten Verhehlung mit Anna Maria, geb. Schwenkel, den 4. Okt. 1729, erscheint dieser Hans Kullen als Schulmeister von Hülben. Dessen zweiter Ehe entsproßte am 1. Sept. 1735 ein Sohn Johann Wilhelm, der 1754 die Ehe einging mit Anna Katharine, geb. Schill und 2 Jahre darauf, nach dem Tode des Vaters (1756), dessen Nachfolger im Schulamt wurde.

Mit diesem Wilhelm zog nun der entschieden christliche Geist in die Familie ein und ließ sie eine bleibende, segensreiche Bedeutung gewinnen. Zwar der Hausvater selber begnügte sich zunächst mit einem bürgerlich ehrbaren Wandel und mischte sich gern in die äußere Leitung wie auch die Rathausstreitigkeiten der Gemeinde, stand aber auch jederzeit mit Rat und That bedrängten Dorfgenossen zur Seite, weshalb er allgemein Achtung und Ansehen genoß. Seine Ehefrau dagegen wurde gründlich erweckt, und zwar durch die geistvollen Predigten von Joh. Ludwig Fricker, dem bedeutendsten Schüler Ötingers, der als Diakonus oder zweiter Pfarrer von Dettingen bei Urach auch Hülben als Filial zu versehen hatte (1764—66). Eines Tages faßte sie sich ein Herz und bat ihn um seelsorgerlichen Rat für ihre inneren Fragen. Fricker aber in seiner wortkargen Art gab ihr bloß den Bescheid: „Frau Schulmeisterin, lese Sie die Römer-Epistel.“ Das tat sie. Als sie aber nach einiger Zeit fertig damit war, sagte sie zu ihm: „Herr Pfarrer, die Römer-Epistel ist wohl etwas für die Dettinger, aber nicht für die Hülbener.“ Sie meinte nämlich, so schlimm, wie der Apostel in den ersten Kapiteln seines Römerbriefes die Leute schildere, seien die Hülbener denn doch nicht. Aber kurz und einfach erwiderte ihr Fricker: „Frau Schulmeisterin, lese Sie die Römer-Epistel

noch einmal!“ Sie gehorchte, und nicht lange stand es an, so bekannte sie: „Herr Pfarrer, die Römer-Epistel ist auch etwas für die Hülbener, und auch für mich.“ „Ja, nun ist Ihr eben ein Licht aufgegangen,“ sagte Fricker, „und im Lichte lernt man.“ Jetzt las sie überhaupt eifrig die Bibel wie auch die Bücher des großen Schrifttheologen Bengel (1687—1752), der damals von den gläubigen Kreisen des Schwabenvolkes wie ein „Prophet“ verehrt wurde. Auch der Mann schloß sich ihr dabei an, und beide Ehegatten machten sich besonders auch den Lieblingsgedanken Bengels von der baldigen Wiederkunft Christi und Aufrichtung seines Reiches auf Erden zu eigen.

II. Jakob Friedrich Rullen (1758—1818).

Am 2. Dezember 1758 wurde den wackeren Schulmeistersleuten ein Kind, Jakob Friedrich, geboren, und es war ihnen ein ernstliches Anliegen, diesen ihren einzigen Sohn nach des Apostels Mahnung (Ephes. 6, 4) „in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuziehen“. Mit Freuden durften sie auch wahrnehmen, wie das zarte und tief angelegte Gemüt des Knaben sich frühzeitig dem Wirken des Hl. Geistes erschloß. Gerne las er der frommen Mutter aus der Bibel vor, die bald sein Lieblingsbuch wurde, und besonders zeigte er sich tief ergriffen von der Leidensgeschichte des Heilandes. Öfters kniete er in der Scheuer des Vaters nieder und betete: „Lieber Heiland, laß nur nicht nach, bis auch ich Dein gehöre! Laß mich nur nicht dem Teufel gehören!“ Auf einen Buchdeckel schrieb er einmal das rührende Bekenntnis: „Ich bin ein böser Bub, wie's wenig geht (gibt); aber der Herr ist mein Licht und mein Heil.“ Eine große Freude war es ihm immer, wenn Brüder ins Haus zu

Besuch kamen, und aufmerksam hörte er ihren geistlichen Gesprächen zu, auch wenn er noch nicht alles davon verstand. Dabei war er ein frischer, froher Knabe, der sich den munteren Spielen seiner Kameraden nicht entzog, aber ihnen aus dem Wege ging, wenn die Sache mutwillig und ausgelassen wurde.

Zu völliger Entschiedenheit für seinen Herrn und Heiland kam er bei der *R o n f i r m a t i o n*, die er deutlich als einen entscheidenden Wendepunkt der Jugendzeit erkannte. Als da der Geistliche im Altar die ernstesten Worte sprach: „Liebe Kinder, sehet nicht auf die, so da unordentlich wandeln und ihren Taufbund mutwillig übertreten, daß ihr solch bösen Exempeln wolltet nachfolgen. Sehet aber vielmehr auf den allmächtigen Gott und fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle,“ da stand sein Entschluß fest:

Weich, eitle Welt, du, Sünde, weich!

Gott hört es: ich entsage euch.

Die Berufswahl, die jetzt an ihn herantrat, war schnell entschieden: er wollte auch ein *L e h r e r* werden, wie der Vater und Großvater. Da es damals noch keine Seminare gab, bereitete er sich neben den Feldgeschäften beim Vater für das Schulamt vor und besuchte auch öfters tüchtige Schulmeister der Umgegend, um von ihnen zu lernen. Am eifrigsten aber trieb er das *B i b e l* studium, weil er mit dem Apostel überzeugt war, daß die Hl. Schrift den Menschen „vollkommen und zu allem guten Werk geschickt machen kann“ (2. Tim. 3, 17). Aufmerksam hörte er stets der Predigt des göttlichen Wortes in der Kirche zu, und viel Segen empfing er von den geistesmächtigen Zeugnissen des Pfarrers *E y t e l* in Münsingen, der in den Jahren 1770—75 einen tiefgehenden Einfluß auf der ganzen Alb ausübte. Eine auffallende Gebetserhörang

stärkte in dieser Zeit noch besonders seinen Glauben. Die Mutter war a u g e n l e i d e n d geworden und drohte ganz zu erblinden. Da lief er 9 Monate lang in ernstlichem Flehen Gott um Hilfe und Heilung an, konnte sich aber schließlich doch in dessen dunkle Fügung finden, als der Mutter alle Sehkraft entschwunden war. Doch eines Morgens sagte diese: „Ich sehe etwas Rotes.“ Der Knecht war mit einer roten Mütze auf dem Kopf ins Zimmer getreten,⁷ und dieser Schimmer wurde nun wirklich das Morgenrot ihrer Genesung, wenn sie auch immer noch etwas schwache Augen behielt. Sie lebte übrigens nur noch wenige Jahre, und als der Sohn erst 25 Jahre alt war, starben beide Eltern (1784).

Jetzt übernahm er das Amt des Vaters samt dem ansehnlichen Bauerngut, das damit verbunden war. Um diese Zeit brach im Dorf wie in der ganzen Gegend eine allgemeine E r w e k u n g aus, die in Dettingen ihren Ursprung hatte, und der junge Hülbener Schulmeister war einer der ersten, der sich offen zu ihr bekannte und die Losung ausgab:

Hängt die Fahn heraus ans Licht,
Schämt euch seines Namens nicht!

Bei Landleuten ist bekanntlich der i r d i s c h e S i n n, das Kleben an der Scholle, ein Haupt Hindernis der Befreiung. Auch unser Jakobfrieder fühlte, daß da bei ihm ein Haken war; doch er bestrebte sich ernstlich, davon loszukommen. Als seine Schwester, die ihm eine Zeitlang den Haushalt besorgte, wegzog, forderte sie als ihren Anteil am elterlichen Erbgut 800 Gulden. Der Gemeinderat zwar meinte, das seien 50 Gulden zu viel verlangt. Doch der Bruder entgegnete: „Nein, ich gebe ihr 50 Gulden mehr; denn das Wegziehende ist immer etwas im Nachteil.“ Da lächelten die Rathsherrn und meinten, so sei

gut richten, und die Geschwister blieben fernerhin in Fried und Eintracht verbunden.

Nun brauchte Jakobfrieder eine *Hausfrau* und Lebensgefährtin, und es ist bezeichnend für ihn, wie diese Frage gelöst wurde. Nach der Sitte, die vielfach heute noch in Stundenkreisen herrscht, trug er sein Anliegen älteren Brüdern zur Erwägung vor. Diese hinwiederum besprachen die Sache mit dem bereits erwähnten, in den Gemeinschaftskreisen hoch angesehenen Pfarrer *Eytel*, der seit 1775 in Neubulach im nördlichen Schwarzwald segensreich wirkte. Eytel meinte: „Meine Schwiegermutter, die Frau Pfarrer Fricker, hat eine Magd, die würde wohl zur Schulmeisterin taugen.“ Aber als man dies Rullen mittheilte, so fuhr dieser auf: „Was, ich ein Schulmeister, der erste Mann im Filial, dazu ein Bauer, der 60 Morgen Güter hat, soll eine Magd heiraten? Die Brüder sind nicht recht gescheit.“ Doch wenige Stunden zuvor — es war der Sonntag Lätare 1784 — hatte er in der Versammlung ernst und nachdrücklich über die Speisung der Fünftausend gesprochen und dabei seine Gedanken in die Worte zusammengefaßt: „Was der Vernunft am widersinnigsten vorkommt, das eben ist der göttliche Weg.“ Lange konnte er des Abends nicht einschlafen; aber endlich wurde es ihm fest und klar: der Fingerzeig kommt von oben, und richtig, er fand auch in seiner *Barbara*, geb. *Nestlen*, mit der er am 5. August 1784 die Ehe schloß, eine Gehilfin, ganz wie er sie brauchte und es sich eigentlich selber gewünscht hatte.

Freilich an kleinen Reibereien und Zwistigkeiten fehlte es in der Ehe auch nicht, und es konnte zuweilen vorkommen, daß der Mann von seinem raschen Temperament sich hinreißen ließ und die zartbesaitete Frau so verletzete, daß sich diese mit ihrer Arbeit aus der Stube, die zugleich

als Schulzimmer diente, in die anstoßende Kammer zurückzog. Aber meist stand es nicht lange an, so erschien er freundlich lächelnd wieder unter der Kammertür und sagte: „Mutter, mir ist das **T r u k e n e n t l e i d e t**.“ „Mir auch,“ erwiderte diese dann regelmäßig darauf, reichte ihm die Hand, und es war wieder heiteres Wetter im Haus. „Es ist ein ganz kleiner Schritt von der Finsternis ins Licht hinüber, wenn man diesen Schritt gleich macht,“ pflegte der Hausvater oftmals mit Recht zu sagen.

Bald belebte sich das Schulhaus mit Knaben und Mägdelein, deren den Eltern zusammen 9 geboren wurden. Arbeit und Mühe gab's da die Hülle und Fülle. Zwar Schule wurde im Sommer nur 3mal in der Woche in der sehr geräumigen Wohnstube gehalten; aber die ausgedehnte Landwirtschaft wollte sich oft kaum bewältigen lassen. Man riet dem Hausvater, einen Teil seines Gutes zu verkaufen, um sich's leichter zu machen. Doch er wollte das angestammte Erbe, trotz der darauf ruhenden Schulbelastung, lieber beieinander behalten, und einer der Söhne sagte später einmal zu den Eltern: „Ihr habt ein **K l e i n o d** im Haus, das ihr gar nicht kennet.“ „Was meinst du damit?“ fragten ihn diese verwundert. „**Eure S c h u l d e n**,“ antwortete der Sohn darauf; „denn wenn ihr von deren Druck befreit worden wäret, hättet ihr der Versuchung, reich werden zu wollen, kaum widerstehen können.“ Daß aber der Vater allen Ernstes bemüht war, nicht in den „goldenen Strick des Teufels“ zu geraten, möge folgendes dartun:

Eine **B a u e r s f r a u**, die auch zur Gemeinschaft sich hielt, traf ihn an einem Montagmorgen sehr frühe bei der Arbeit und verwundert rief sie ihm zu: „Wie, Herr Schulmeister, so frühzeitig schon wieder im Geschäft drin, und Ihr habt doch erst gestern Abend so ernst gegen den

irdischen Sinn geredet?“ Da erwiderte ihr dieser: „Eben deswegen, weil ich vom irdischen Sinn frei bin, kann ich so fröhlich meine Arbeit tun.“

Eine diesbezügliche Lektion gab er auch einmal seinem Sohne Johannes, als sie miteinander auf dem Felde waren und einen Acker pflügten. Der Nachbar zur Seite, welcher Kullen wohl wollte, hatte eine F u r c h e liegen lassen in der Meinung, Kullen solle sie zu seinem Acker hinüberschlagen. Der Sohn wollte dies auch tun; aber der Vater unterfragte es ihm streng. „Warum denn nicht,“ fragte Johannes, „der Nachbar will sie uns ja schenken?“ „Daß von unrechtem Gut Nichts untermenget sei,“ lautete die Antwort.

Eines Nachts hörten die Eheleute poltern auf der Bühne. Der Hausvater stand auf und sah nach der Ursache. Da fand er einen ärmeren Bürger der Gemeinde, der im Begriff war, einen Sack mit Korn zu füllen. Voll Schrecken wollte er jetzt Reißaus nehmen; aber Jakobfrieder hielt ihn zurück und nötigte ihn, den v o l l e n S a c k m i t z u n e h m e n , den er ihm eigenhändig noch aufschultern half. Dann sprach er in ernstem Ton zu ihm: „Ein andermal stiehlest du mir aber nicht mehr, sondern sagst mir offen, wenn es dir am täglichen Brot fehlt.“ Wie dem Dieb diese „feurigen Kohlen auf seinem Haupte brannten“ (Röm. 12, 20), können wir uns denken.

Von den 9 Kindern erreichten nur 5 ein höheres Alter: C h r i s t i a n , der spätere Nachfolger des Vaters, J o h a n n e s , der nachmalige Korntaler Institutsvorsteher, W i l h e l m , der als Leibhusar im russischen Feldzug umkam und von den Kameraden wegen seines Bibellesens nur der „Bibelhusar“ genannt wurde, C h r i s t i n e , welche die Gattin von Hausvater Varner in Korntal wurde, aber mit 42 Jahren im Wochenbett von 7 kleinen Kindern

wegstarb, und *S o p h i e*, die ledig blieb und bereits im 33. Lebensjahr heimgeschieden wurde.

Die Kinder wurden reichlich aber weislich in den besten Schatz des Hauses, die *B i b e l*, eingeführt. Zeiten wurde Feierabend gemacht, um noch Muße und Geistesfrische zum Lesen eines oder einiger Kapitel zu haben. Wenn dann der Vater so andächtig mit entblößtem Haupt dabei saß und das von den Kindern Vorgelesene mit ganz wenigen Worten erklärte, so machte das auf sie einen tiefen Eindruck. Von Predigtbüchern wurde besonders das von dem edlen *S t e i n h o f e r* gebraucht, während der sonst hochgeschätzte *Ö t i n g e r* als „starke Speise“ (Hebr. 5, 12) in der Familienandacht nur selten an die Reihe kam. „Bis in mein 12. Jahr,“ sagte der jüngere Sohn Johannes einmal, „habe ich fast kein weltliches Buch kennen gelernt, aber auch nicht vermisst.“ Gerne und freiwillig lernten die Kinder viele Sprüche und Lieder, auch ganze Psalmen auswendig, wovon sie später ihr ganzes Leben lang zehren durften.

Natürliche *M u n t e r k e i t* gestattete man ihnen gern, hielt sie aber dabei streng in den Schranken von Bucht und Ordnung. Wenn z. B. die Buben gar zu leidenschaftlich im Frühjahr ihre selbstgefertigten Bachpfeifen bliesen, so konnte der Vater plötzlich mit dem Messer einen Schnitt dreinmachen, und damit hatte die Musik ein Ende. Besonders aber hielt man sie zu *B e s c h e i d e n h e i t* und Demut an. Als einmal Uracher Herren im Schulhaus einkehrten und dem Hausvater rieten, er solle doch seinen so begabten Sohn Johannes*) studieren und etwas Rechtes lernen lassen, da rief er aus:

*) Vergl. über ihn: *J o h a n n e s R u l l e n*. Ein schwäb. Stundenhalter. (3. Aufl. 32 S.) Von Pf. Fr. Baun. Quell-Verlag Stuttgart 1922.

„O ihr Herren, nur keine Herren! Es ist mir schon nicht lieb, daß meine zwei Söhne mit Taschenuhren herumlaufen.“ Und eines Tages, da er mit diesen durch den herrlichen Bergwald der Heimat zupilgerte, sagte er zu ihnen: „Sehet ihr die hohen Wipfel an den Bäumen, wie sie der Wind schüttelt, und die kleinen Bäumlein sind so ruhig und geborgen? Buben, ich sag's euch: Strecket mir die Wipfel nicht so hoch hinauf, daß nicht jeder Wind vom Zeitgeist an euch hinweht!“ Auch die Mutter unterstützte kräftig den Vater in dieser Richtung. Wie da einmal ihre jüngere Tochter sie hartnäckig um ein neumodisches Kleidungsstück anging, so erhob sie endlich ihre Hände zum Himmel und betete: „Ach, Herr, erbarme dich mein! Meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt!“ (Matth. 15, 22.) Nun war diese schnell von ihrer Eitelkeit geheilt.

Immer mehr wurde das Hülbenener Schulhaus ein Sammelpunkt der Gläubigen aus der ganzen Gegend, und stets, auch wenn sie „zur Unzeit“ kamen, wurden sie freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt. Ein Besucher sagte einmal: „Hülben auf dem Berge ist uns ein Taboer; da ist gut sein.“ (Matth. 17, 4.) Der Hausvater hinwiederum tat öfters den Ausspruch: „Die alten Brüder sind wie die Lagerbücher, aus denen man die Grenzsteine der Felder am besten ersehen kann.“ Besonders eng verbunden war er mit dem alten Bäckermeister Christoph Handel aus Dettingen, der durch Steinhofen dort (1749—53) erweckt worden war und mit dessen Familie das Kullensche Haus später auch in verwandtschaftliche Beziehung treten sollte. J. Fr. Kullen bat den ehrwürdigen Handel, ihn doch auch mit „Du“ anzureden; aber dieser entgegnete ihm in seiner Bescheidenheit: „Einen Mann im Amt duze ich nicht.“ Öfters

befuchten die beiden miteinander den gelehrten und charaktervollen Stadtpfarrer R. F. H a r t t m a n n im benachbarten N e u f f e n (1795—1803) und holten sich viel Gewinn aus seinen tiefgründigen Predigten. Dabei aber sagten sie ihm auch offen, was ihnen an seiner Lehrweise nicht gefiel, z. B. daß er die praktische Erfahrung noch zu wenig berücksichtige, und der gelehrte Herr hatte so viel „Weisheit von oben her“, (Jak. 3, 17), daß er sich auch von schlichten Laienbrüdern etwas sagen ließ. Gleich bei seinem Aufzug in Neuffen suchte ihn Kullen auf, um ihn willkommen zu heißen und zugleich bei der äußeren Einrichtung mitzuhelfen. Er traf aber den Hausherrn in starker Aufregung und übler Laune, weil die engen Räume den Hausrat nicht fassen wollten. Da schaute er ihn freundlich-ernst an und sprach zu ihm: „Herr Spezial, ist das auch aus dem lautern Strom?“ (Offenb. 22, 1.) Nun war dieser sofort wieder gefaßt. Ein andermal fand er Harttmann in recht gedrückter Stimmung, weil böse Gemeindeglieder im Wirtshaus ausgeschwächt und ihn verspottet hatten, was von ihm in der Stunde in seinem Haus gesagt worden war. Doch Kullen rief ihm zu: „Herr Spezial, jetzt geht's den rechten Weg; nun ist's, wie es vom Heiland in jenem Leidenspsalm heißt: ‚In den B e c h e n s i n g e t man von mir‘ (Ps. 69, 13). So kamen sich die beiden immer näher, und nach einer solch freimütigen Äußerung reichte Harttmann dem wackeren Schulmeister die Hand mit den Worten: „Ich bin sein Bruder.“ Als später (1803) Harttmann Stadtpfarrer in L a u f f e n a. N. wurde, trat er auch in ein echt väterliches Verhältnis zu dem Sohn J o h a n n e s Kullen, der dort Lehrgehilfe war, wie dieser seinerseits den geistvollen Mann aufs höchste schätzte und verehrte. — Wir heben solches nachdrücklich hervor, weil sich darin die liebliche Harmonie und

gegenseitige Befruchtung von geistlichem Amt und pietistischer Laienfrömmigkeit in besonders schöner Weise darstellt, die überhaupt das schwäbische Gemeinschaftsleben im 18. Jahrhundert kennzeichnet und ihm seinen gesunden, nüchternen Sinn bewahrt hat. Alle hervorragenden Pfarrer aus Bengels Schule, wie Stinger, Burk, Steinhofser, Fricker, Hiller, Ph. M. Hahn, R. H. Nieger, Roos u. a., waren warme Freunde und eifrige Förderer der Gemeinschaften, und ihre Schriften wurden in diesen Kreisen fleißig und regelmäßig gelesen. Auch heute noch halten die württembergischen Gemeinschaften bei aller Wahrung ihrer Eigenart und Selbständigkeit treu zur Landeskirche. Möge das immer so bleiben! Es wird beiden Teilen zum Segen gereichen.

III. Christian Friedrich Kullen (1785—1850) und seine Frau.

1. Der Hausvater.

Der älteste Sohn von Jakob Friedrich Kullen war **C h r i s t i a n** Friedrich, geb. den 4. September 1785. Die beiden schönen Namen, welche die frommen Eltern ihrem Erstgeborenen ausgewählt hatten, wurden immer mehr der Ausdruck seines innersten Wesens: er wurde ein entschiedener „Christ“ und ein „Kind des Friedens“. Wie weise und verständig er mit seinen zahlreichen Geschwistern erzogen wurde, haben wir bereits oben gesehen; wir dürfen aber hier auch hinzufügen, daß er selber von Kind auf willig alle treuherzige Vermahnung seiner Eltern und Lehrer annahm und bestrebt war, wie es im württembergischen Konfirmationsbüchlein heißt: „sein Leben einzurichten nicht nach seinem eigenen Willen und Gutdünken, auch nicht nach den sündlichen Gewohnheiten der Welt,

sondern nach dem Willen und Geboten Gottes.“ Er entwickelte sich zwar an Geist und Gemüt nicht so rasch als sein hochbegabter Bruder Johannes, der spätere Korntaler Institutsvorsteher, und zeigte anfangs mehr Lust zu den Feldgeschäften als fürs Schulamt, entschied sich aber dann doch für letzteres, nachdem der Bruder auch den Lehrerberuf erwählt hatte. Nach der Konfirmation blieb er 6 Jahre noch zu Hause und lernte beim Vater „so mittelmäßig das Schulhalten“, wie dieser in seiner Bescheidenheit sagte. Damit er aber auch eine andere Schule kennen lerne, kam er in seinem 20. Lebensjahr als Provisor zu Schulmeister Haas in Schlierbach, das drunten in der Albvorebene, nur wenige Stunden von Hülben entfernt, liegt. Bei seiner Dienstoffertigkeit, auch in häuslichen und ländlichen Geschäften, gewann er sich schnell das Herz seines neuen Lehrmeisters, wie er seinerseits später immer mit Achtung und Liebe von den verschiedenen Herren, deren Gehilfe er in seiner Jugend war, redete und erzählte.

Als im Herbst 1806, anlässlich des Kriegs Napoleons mit Preußen, eine Aushebung stattfand, wurden viele junge Lehrer unerwarteterweise zum Examen einberufen, durch dessen Erstehung sie vom Militärdienst sich freimachen konnten. Auch unser Kullen war nicht eigentlich vorbereitet darauf, und es war ihm etwas bange, wie es gehen werde. Als er dem Dekan in Göppingen seine Meldung zum Examen überbrachte, fragte ihn dieser: „Hat Er denn auch für sich gelernt in Schlierbach?“ Kullen sagte, er sei freilich nicht so viel für sich dazu gekommen, als er wünschte; er habe seinem Prinzipal oft geholfen in den Feldgeschäften. Der Dekan gab zur Antwort: „Man wird in Stuttgart nicht darnach fragen: Was hast du geschafft? sondern: Was hast du gelernt?“

Diese Antwort freute unsern Kullen; denn so, sagte er später, werde es auch einmal im Himmel heißen. Da wolle man nicht wissen, wieviel einer gearbeitet und sich erworben habe im irdischen Antriebe, sondern wieviel er darunter gelernt und gesammelt habe für die Ewigkeit.

Die Prüfung wurde übrigens glücklich überstanden, und im Frühjahr 1808 nahm Kullen eine Stelle bei Schulmeister Engelmann in M u n d e l s h e i m an, um seinem im benachbarten Lauffen angestellten Bruder nahe zu sein. Daraus aber sollte bald eine rechte Leidenszeit für ihn werden; denn ein heftiges N e r v e n f i e b e r befiel den Bruder, und Christian benützte nun jeden freien Nachmittag, um nach ihm zu sehen und sein zu pflegen. Die Entfernung betrug etwa 3 Stunden. Wohl durch Überanstrengung aber wurde er nun selbst ernstlich krank, und der Vater machte sich jetzt auf den Weg, um die beiden todkranken Söhne zu besuchen. Unterwegs sagte er zu seinem himmlischen Herrn: „Einen will ich mir gefallen lassen; aber das ertrag ich nicht, zwei sterbende Söhne auf einmal zu haben; e i n e n mußt Du mir gesund machen.“ Nachdem er in Mundelsheim bei Christian gewesen war, ging er in die Versammlung. Als kurze Zeit nachher der Schulmeister von Mundelsheim auch dahin gehen wollte, begegnete ihm raschen Schrittes sein junger Provisor, der nach seiner Meinung tief im Bette lag. Er redete ihn erschrocken an, was ihm sei? und meinte, er habe in der Fieberhize sein Bett verlassen. Dieser aber sagte, er wisse wohl, was er tue, er wolle der Versammlung seines Vaters beiwohnen. Und wirklich, sein Lehrmeister konnte es nicht ändern; denn der Herr hatte ihn zu derselbigen Stunde gesund gemacht. Willig und hurtig ging er nun wieder an die Arbeit, die für den Anfänger nicht leicht war, da er wegen der Kränklichkeit des Schulmeisters

oft auch für ihn einzutreten und beide Schulklassen mit über 200 Kindern zu versehen hatte. Doch da er eine freundliche, herzugewinnende Art des Unterrichtens hatte, besonders auch die biblischen Geschichten recht anschaulich und eindrücklich zu gestalten wußte, so ging's mit Gottes Hilfe doch. Mehr Mühe und Sorge bereitete es ihm, den Schulmeister im Kirchendienst zu vertreten. Dieser fragte ihn einmal, ob er auch die O r g e l spielen könne, worauf er antwortete: „Ein wenig.“ Nun mußte er etwas spielen, wozu der alte Herr die Bälge trat. Bald kam dieser aber hervorgeeilt und sagte halb erfreut, halb tadelnd: „Ei, Herr Provisor, ich darf in Zukunft seinen Worten nicht mehr recht trauen — Er spielt ja ganz gut und nicht bloß ‚so ein wenig!‘“ Dies war übrigens der einzige Verweis, den er von seinem Meister erhielt. Gewissenhaft und ängstlich mied er auch alles, was das herzliche Einvernehmen mit seinen Hausgenossen hätte stören können. Doch eines Tages war er stark verstimmt über sie, und als er mit der Frau im Garten arbeitete, vermochte er kein Wort mit ihr zu reden, so leid es ihm tat. Es fiel ihm auch gar nichts ein, was der Rede wert war. Endlich zeigte er ihr die R e b e n am Haus, die so schön standen, und mit einemmal war das Eis gebrochen und die Eintracht wieder hergestellt.

Seine Schulmeistersleute hätten ihn gerne recht lange behalten; doch unerwarteterweise trat von außen her eine Wendung in seinem Leben ein. Im Jahre 1811 wurde nämlich das Schulwesen in Württemberg, dem Zug der Zeit entsprechend, neu geordnet. Da konnte aber unser Christian, wie auch sein Bruder Johannes, nicht mehr mittun, weil sie mit vielen Altgläubigen den Einbruch des Rationalismus (der Vernunftreligion), ja des Unglaubens in Kirche und Schule befürchteten. S o t r a t e n b e i d e a u s d e m ö f f e n t l i c h e n S c h u l d i e n s t a u s ;

und Christian kehrte zur Unterstützung des alternden Vaters wieder in die Heimat zurück. Vielleicht wäre er, seiner ursprünglichen Neigung folgend, Bauer geworden, wozu ihn auch der Heiratsantrag eines vermöglichen Mädchens verlocken wollte. Aber bald merkte er, daß die betreffende Familie nicht ganz seiner Gesinnung war, und da auch der Vater in seiner drastischen Art ihm zu bedenken gab: „Wenn du ein Esel sein willst, so kannst du es tun; einem Esel kann man viel aufladen,“ da war er kurz entschlossen und sagte nein. Jetzt war ihm wieder wohl und leicht ums Herz; es hieß: „der Strick ist entzwei und der Vogel ist frei.“

Im Jahr 1818 starb der Vater, erst 60 Jahre alt. Christian entschloß sich zum Wiedereintritt in den Schuldienst, und nachdem er glücklich unter wunderbarem Beistand von oben die 2. Dienstprüfung erstanden hatte, wurde er zu dessen Nachfolger bestellt. In der Neuordnung der Schulverhältnisse suchte er sich zurecht zu finden, ohne sein Gewissen zu beschweren, und es ging auch ohne besondere Schwierigkeiten. Doch schwer lastete auf ihm die Verantwortung in der Leitung der großen Gemein-schaft. Da kam er sich vor wie David, als ihm die Rüstung Sauls angelegt wurde. (1. Sam. 17, 39.) Dieses Gefühl hatten aber auch andere Leute. Als er da eines Tags aufs Feld ging, hörte er ein dort arbeitendes Weib, das ihn nicht bemerkte, sagen: „Wenn ich unsern alten Vetter Schulmeister nur wieder holen könnte; ich wollte ihn gerne mit den Nägeln aus dem Grab herauskragen.“ Freimütig rief er ihr zu: „Du hast ganz recht; ich würde dir dabei helfen!“ Natürlich war diese sehr erschrocken darüber, und Kullen war manchmal so gedrückt unter seiner Doppellast, daß er sich nur durch anhaltendes Gebet aufrecht erhalten konnte. Aber er durfte auch erfahren, daß

Gott mit dem verzagten, doch treuen Josua ebenso war wie mit dem heldenmütigen Mose und daß er jedem seiner Diener den Stab des Glaubens und das Schwert des Geistes in die Hand geben könne, wenn Er sie für die Arbeit in seinem Reich benötige. Da konnte er manchmal in frohen Lobliedern sein Herz auffauchzen lassen und mit dem Apostel sprechen: „Ich bin gutes Nutes in Schwachheiten, in Nöten, in Ängsten, um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark“ (2. Kor. 12, 10).

Zunächst widmete er seine beste Zeit und Kraft der ihm anvertrauten S c h u l e , die immer mehr sein Lebens-element wurde. Jeden Morgen bereitete er sich mit Gebet auf seine Arbeit vor; „denn“, pflegte er zu sagen, „ohne Gebet ist das Herz wie ein Garten ohne Baum, in den alles Geschmeiß den Eingang findet.“ Die R e l i g i o n s - s t u n d e n waren ihm die liebsten, und sie beherrschten das ganze Schulleben; aber auch die andern Fächer pflegte er aufs gewissenhafteste. Den Schülern wollte er mehr ein Vater als bloß der Lehrer sein, und der Schwachen nahm er sich insonderheit an. Aber auch um verschlossene Gemüter warb er und konnte solch einen finster und trogig blickenden Knaben vornhinsetzen, indem er dann zu ihm sagte: „Es scheint, wir sollen einander besonders l i e b haben, daß wir jetzt so nahe beisammen sind.“ Da ging das Grundeis in manch einem jugendlichen Herzen, und im Sonnenschein der Liebe gedeihen ja alle Tugenden am leichtesten und besten.

Auch ins Haus kehrte mit seiner Verehelichung ein neuer Frühling ein. Dieses wurde nach dem Tode des Vaters immer einsamer, da die Töchter nach Korntal zogen, um den Bruder Johannes in der Leitung seines Knabeninstituts zu unterstützen. Die betagte Mutter aber war dem großen, reichbewegten Haushalt allein nicht mehr

gewachsen. So war es das Gegebene, daß der junge Schulmeister, der inzwischen auch die Dreißige überschritten hatte, nach einer Lebensgefährtin sich umsah. Die Nächstangehörigen machten ihn aufmerksam auf Marie Agnes Daumüller, eine Enkelin von Christoph Handel in Dettingen, der, wie wir oben gesehen haben, ein Herzensfreund von Vater Kullen gewesen war. Zwar hatte Kullen anfänglich allerlei Bedenken und verspürte keine Neigung zu der Jungfrau; auch erschien sie ihm für eine Lehrersfrau gar zu schlicht und einfach. Nachdem er aber die Sache reiflich erwogen und ernstlich im Gebet Gott vorgetragen hatte, bekam er doch Freude, den vorgeschlagenen Schritt zu wagen und um die Hand von Agnes zu werben. Doch auch diese nahm die Zusage nicht leicht. Nachdem sie aber ihr Jawort gegeben hatte, bekam sie bald ihren Bräutigam so lieb, daß sie, wie sie in ihren späteren Jahren erzählte: gerne 10 Stunden weit gelaufen wäre, um ihn nur einen Augenblick sehen zu können. Dieser hinwiederum sagte später in seiner launigen Art zu den erwachsenen Kindern, daß die große, starke Liebe zu Agnes erst beim Schreiben des ersten Briefleins an sie in ihm erwacht sei, wie er nämlich die Feder zum L angefaßt und „Liebe Agnes“ geschrieben habe. Am 30. April 1822 wurde in Hülben die Hochzeit gefeiert, wobei man nach dem Mahle auf dem Reuenkämpfle, einem ausichtsreichen Bergvorsprung, zu einer brüderlichen Versammlung mit allerlei geistlichen Ansprachen zusammenkam. „Da hätte ich auch dabei sein mögen!“ schrieb später der Sohn Johannes.

Das neugetraute Paar mußte sich in der Ehe zunächst näher kennen lernen, da die beiden einander vorher ziemlich fremd gewesen waren. Auch waren sie ihrer Naturanlage nach ziemlich verschieden: der Mann hatte ein sehr

weiches Gemüt, die Frau dagegen einen entschiedenen, starken Willen; jener verkörperte mehr die Liebe, diese die Wahrheit. Doch eben dadurch ergänzten sie sich wieder aufs schönste. Die Hauptsache aber war, daß sie auf e i n e m Grunde in der Nachfolge Jesu standen und sich von seinem Geist führen und regieren ließen. Auch befolgte die junge Frau von Anfang an die Mahnung des Apostels: „Die Weiber seien untertan ihren Männern als dem Herrn“ (Ephes. 5, 22), wie der Mann seinerseits das andere apostolische Wort beherzigte: „Ihr Männer, liebet eure Weiber, und seid nicht bitter gegen sie“ (Kol. 3, 19). Ein hartes, rauhes Wort bekam die Frau nie von ihm zu hören. So hatten sie auch niemals ein Geheimnis voreinander und schütteten jeden Gram voreinander aus, gerade wie sie es im Gebet dem himmlischen Vater gegenüber machten. Und „so eines etwa von einem Fehler über-eilt wurde, so half ihm das andre wieder zurecht mit sanftmütigem Geiste“ (Gal. 6, 1). Der Mann pflegte manchmal zu sagen: „Die Männer dürften sich wohl hie und da die Predigtlein ihrer Weiber gefallen lassen, auch wenn sie zuweilen tief einschneidend seien.“ Einmal klagte ihm die Frau, sie habe eine starke *Abneigung* gegen eine gewisse Person — was sie dagegen tun solle? Da riet er ihr, der Betreffenden etwas Gutes zu kochen und zu bringen, und das Mittel erwies sich als probat.

Auch in der *Erziehung ihrer Kinder* befolgten sie dieselben Grundsätze und erstrebten das gleiche Ziel, worin sie mit dem greisen Apostel Johannes übereinstimmten, der einmal schreibt: „Ich habe keine größere Freude denn die, daß ich höre, wie meine Kinder in der Wahrheit wandeln“ (3. Joh. 4). 8 Kinder wurden ihnen geschenkt, von denen sie 4 Töchter und 2 Söhne großziehen durften. Einzelnes von diesen werden wir später bringen.

Jedes derselben galt ihnen als eine „Gabe des Herrn“ (Pfl. 127, 3), jedes war ihnen ein Kleinod, dem ihr ganzes Herz und ihre ganze Liebe gehörte, und war der Vater abends auch noch so müde, so nahm er die sich herandrängenden Kleinen doch auf die Kniee oder in die Arme und erzählte ihnen schöne Geschichten, deren sie nie genug aus seinem Munde hören konnten. Den Eltern war es nicht wohl, wenn ein Kind nur einen Tag nicht zu Hause war, und den Kindern mangelte alles, wenn sie die lieben Eltern nicht um sich hatten. Dabei wußten letztere wohl, daß die Kinder keine Engel sind, und darum auch streng behandelt werden müssen; „denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt?“ (Hebr. 12, 7.) Gegen jede Sünde trat man mit Entschiedenheit und Festigkeit auf und sparte auch die Rute nicht. Sonst gewährte man ihnen wieder viel Freiheit und gestattete ihnen gern jugendliche Munterkeit, wie Luther einmal sagt: „Ein junger Mensch ist wie ein neuer Most; der läßt sich nicht halten, muß gären und übergehen, will sich immer sehen lassen und etwas sein vor andern.“ Wenn die Kinder zuweilen in Streit gerieten, so tat der Vater meist, als merkte er es gar nicht, weil er wußte, daß sie bald wieder aufhören und sich verständigen würden. Oder er konnte in schalkhafter Weise zur Mutter sagen, daß es die kleinen Streithähne hören konnten: „Was haben wir doch für dumme Kinder? Hast du es nicht auch schon gedacht, liebe Mutter?“ Da wollte dann keines für dumm gelten, und der Zank hatte schnell ein Ende. „Ein paar Tropfen Öl in eine knarrende Maschine geträufelt,“ sagte der Hausvater manchmal, „macht, daß diese wieder still ihren Gang geht.“ Besonders suchte man auch jede Neigung zu Geiz und Habsucht bei den Kindern zu ersticken, gab ihnen deswegen auch kein Geld in die Hand und ließ sie kein

eigenes Sparbuch anlegen, da sie ja alles Nötige reichlich von den Eltern bekamen. „Das Kind soll auch an Außerlichkeiten und Kleinigkeiten spüren, daß es den Eltern alles wert ist und daß nichts an ihm gespart wird, was zu seinem Wohlfsein dient“, war ein Grundsatz des Vaters. So störte selten ein Mißton das häusliche Zusammenleben, wohl aber ertönten oftmals „geistliche, liebliche Lieder“ (Kol. 3, 16) darinnen; denn der Vater war ein großer M u s i k f r e u n d und Gesangsliebhaber, und mancher Besucher gewann beim Betreten des schlichten Hülbener Schulhauses den Eindruck: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!“ (Offenb. 21, 3.)

Wie zu des Vaters Jakob Friedrich Zeiten kamen sehr häufig G ä s t e von nah und fern, aus niederen und höheren Kreisen, z. B. auch manche Studenten von Tübingen, ins Haus und erquickten sich an den schlichten und doch so kernigen, erfahrungsreichen Worten des Hausvaters. Die S t u n d e ging unter seiner Leitung keineswegs zurück, wie er anfangs nach des Vaters Tod befürchtet hatte, und besonders die Monatsversammlungen in Hülben wurden stark von überallher das ganze Jahr hindurch besucht. Die Rede Kullens war gewöhnlich auf den Grundton des menschlichen Verderbens, aber auch der Gnade Gottes in Christo Jesu gestimmt. „Ich pflege den B a ß zu singen,“ sagte er; „aber aus dem Generalbaß entwickelt sich die ganze Harmonie.“ So hielt er es schon beim biblischen Unterricht in der Schule, und noch in seinem Alter konnte er von seinen Hülbenern sagen: „Wenn eins krank wird oder dem Tod nahe kommt, wobei ich so ziemlich regelmäßig geholt werde, komme ich bald bei meinen Besuchen auf den Boden ihres Elends, was mir bei Fremden selten gelingt.“ Das war die Frucht seines und seines Vaters gesegneten Schulhaltens. In allerlei

Not Leibes und der Seele wandte man sich im Dorfe eben an den „Vetter Schulmeister“, wie er allgemein genannt wurde.

Da Hülben damals noch Filial von Dettingen a. E. war und der Pfarrer nur alle 14 Tage hier oben predigte, so hatte Kullen an den dazwischen liegenden Sonntagen eine *Predigt* am Altar zu verlesen, wobei er am liebsten Steinhofer und Harttmann, später auch Ludwig Hofacker zu Worte kommen ließ. Auch die Anmeldungen zum Abendmahl nahm er entgegen und benützte gern die Gelegenheit, um den Einzelnen, die er alle persönlich aufs genaueste kannte, ein Wörtlein ins Gewissen zu reden. Stets hielt er treu zur *R i c h e* und beobachtete gewissenhaft deren Ordnungen und Einrichtungen, stand auch mit den 12 Geistlichen, die er während seiner 30jährigen Amtszeit nacheinander als Vorgesetzte hatte, im besten Einvernehmen und freundschaftlichen Verhältnis, blieb sich aber auch stets der Grenzen seines Berufs bewußt und hielt sich nach dem Wort: „Ehre, dem die Ehre gebührt“ (Röm. 13, 7). Nur von der neueren Theologie, wie sie durch das „Leben Jesu“ von Dr. David Strauß in schroffster Weise vertreten und bekannt wurde, wollte er nichts wissen und ließ an seiner Bibel durchaus keine menschliche Kritik zu. Manche jungen Theologen aber holten bei ihm mehr wahre christliche Lebensweisheit als bei ihren gelehrten Professoren.

Wenn der Apostel Petrus die Christen ermahnt: „Reichet dar in der brüderlichen Liebe *a l l g e m e i n e L i e b e*“ (2. Ptr. 1, 7), so hat sich Kullen ganz besonders auch hierin bewährt. Gerade Fernerstehende, ja auch feindlich Gesinnte, umfaßte er mit seiner unbegrenzten Nächstenliebe und fand wie sein Herr und Heiland, dem er in allen Stücken gleichförmig zu werden suchte, auch bei

Weltleuten und Gottlosen, bei „Böllnern und Sündern“, noch etwas Gutes. Wenn seinen Hausgenossen das manchmal zu viel werden wollte, so konnte er zu ihnen sagen: „Kinder, j e d e r M e n s c h h a t n o c h e t w a s E d l e s a n s i c h , wenn es auch nah zusammengeht; was unter Gottes Himmel läuft, ist sein Geschöpf.“ Auch Landstreicher und Tagediebe wies er nicht von sich ab, wenn sie zu ihm kamen. Er stimmte da ganz mit B e n g e l überein, der einmal schreibt: „Man muß niemand ganz verachten. Niemand ist so rauhhärig, daß er nicht noch ein weiches Plätzchen hat, da ihm beizukommen ist.“ Die Kunst ist nur, diesen weichen Punkt herauszufinden. Kullen gab in dieser Beziehung die treffliche Anweisung: „Schlag nur nicht lange auf die harten Äste hinein, die so hervorstehen. In einiger Entfernung davon weiß der geschickte Holzhauer die rechte Stelle zu treffen, daß es mit einem Mal einen entscheidenden Sprung tut um den Ast herum.“ Ein Mann aus seiner Gemeinde, der viel Böses über ihn austreute, und der sich überhaupt als seinen F e i n d bewies, kam einmal in einer schweren Geldverlegenheit zu ihm und bat ihn um Hilfe. Kullen, der damals gerade selber kein Geld hatte, ging hin und entlehnte auf seinen Namen die gewünschte Summe für den Bittenden. Damit hatte er „das Böse mit Gutem überwunden“ (Röm. 12, 21) und den Feind zu seinem F r e u n d gemacht. Ein bezeichnendes Vorkommnis erzählte öfters sein Sohn Johannes: Es war dem Vater fast unerträglich, wenn Leute mit finsterem, mürrischem Blick um ihn her waren. Als man seiner ältesten Tochter den Hausrat packte, war unter anderen auch ein P a ß e r von einem benachbarten Städtchen da. Dieser Mann, dem es äußerst ungelegen kam, daß er in dieses fromme Haus mußte, machte es gleich bei seinem Eintritt bemerklich,

daß er nur gezwungen komme. Kullen ließ sich das jedoch nicht anfechten. Er ging ihm nach, erwies ihm alle Aufmerksamkeit, bot ihm fleißig Erquickung an, nannte ihn nur „seinen Frik“, und war nach der ihm vom Herrn geschenkten Liebe äußerst freundlich gegen ihn. Es dauerte auch nicht lange, so war die kalte Eisdecke von dem freundlichen Sonnenschein hinweggeschmolzen, und der Mensch war die übrige Zeit wie umgekehrt, piff und sang und tat alles mit Lust. — Eines Tages wurde Kullen von einem ausgesprochenen Freigeist, dessen Pate er war, zur *T a u f e* seines Kindes geladen, um auch bei diesem die Gevatterschaft zu übernehmen. Nur ungern folgte er der Einladung, hielt aber auch in der so anders gesinnten Gesellschaft mit seiner christlichen Überzeugung nicht hinter dem Berg, und rief schließlich aus: „O ihr Herren, ich habe ein Herz wie ein Scheunentor, und was mich betrifft, so möchte ich Sie alle mit mir in den Himmel nehmen!“ Diese erwiderten darauf: „So denken aber die andern Pietisten nicht.“ „Doch, doch,“ sprach er; „nur sagen sie es nicht so laut und offen heraus wie ich.“

Von Politik und weltlichen Händeln hielt er sich ganz fern, gab auch nie seinen Namen für einen Aufruf oder eine öffentliche Bittschrift her; denn der ganze Geist der neuen Zeit war ihm zuwider, besonders wie er in der auf-rührerischen Bewegung des Jahres 1848 zum Ausdruck kam. Es war ihm ein tiefer Schmerz, daß der Herr seine Herrlichkeit von der Obrigkeit zurückgezogen habe, die früher auf sie von ihm gelegt gewesen sei. Obrigkeiten stürzen und die Verfassung ändern, meinte er, habe Gott *s e i n e r* Macht vorbehalten, und für Besserung der äußeren Verhältnisse könne man nichts Besseres tun als fleißig darum beten. Ihm blieb die Obrigkeit doch seine „*l i e b e* *O b r i g k e i t*“, und pünktlich und willig entrichtete er

die verlangten Abgaben und Steuern. Wenn der Zehnte des Feldes eingezogen wurde, so sorgte er dafür, daß die 10. Garbe immer die vollste war. Freilich mit Bangen sah er je länger je mehr, besonders im Blick auf seine Kinder und Schüler, der dunklen Zukunft entgegen. Für sich persönlich fürchtete er zwar nichts, da sein Herz an nichts Irdischem klebte. „Wenn die Franzosen kommen, so werden sie mir wohl meine kurzen Hosen nicht nehmen“, konnte er scherzhafter Weise sagen; „denn diese gehören einer vergangenen Zeit an.“ Es war ihm ein Schmerz, daß er die *Trennung von Kirche und Staat* sich anbahnen sah, die ja jetzt auch Tatsache geworden ist. „Aber“, sagte er, „wenn auch die äußere Kirche ihren Boden verliert und vielleicht auch bald den Schutz des Staates nicht mehr genießt, so halten die lebendigen Glieder dennoch zur Kirche; aber dem Staate geht es dann wie oftmals einem Mann, der seine Frau nicht mehr hat — er wird vollends liederlich.“

Immer mehr löste er sich innerlich von dieser Welt los, wozu auch allerlei äußere Heimsuchungen beitrugen, so schon in seinen besten Mannesjahren (1833) eine schwere *Krankheit*, die ihn 9 Monate lang an den Rand des Grabes stellte, sodann verschiedene *Todesfälle* in der Familie: der Verlust zweier lieblicher Kinder, das Verschwinden seines jüngeren Bruders Wilhelm im russischen Feldzug, der wohl bei Moskau untkam, und besonders der Heimgang seines aufs innigste mit ihm verbundenen Bruders *Johannes* in Korntal (1842). Bei dessen Begräbnis, den 7. September 1842, sagte er in der nachfolgenden Versammlung: „Jetzt bin ich noch allein übrig, das älteste von 9 Geschwistern. Ich muß das Liederlichste sein, daß mich der Herr so lang dalassen muß. Mir geht es wie einem Schulkind, das im 14. Jahr noch

nicht genug gelernt hat, und das man deshalb noch ein paar Jahre länger in der Schule lassen muß.“ Viel Not und Sorge brachte auch das H u n g e r j a h r 1847, wo das Schulhaus täglich von darbenden und bittenden Leuten angelaufen wurde, und keines wurde abgewiesen. Der Hausvater aber konnte nachher rühmen, wie Gott mit seinem geheimen Segen ihm durchgeholfen habe, so daß er mit dem Psalmisten sprechen durfte: „Die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut“ (Ps. 34, 11).

Der schwerste Schlag aber war für ihn der Heimgang seiner treuen Gattin am 30. November 1847. Bezeichnend für ihn ist es, daß er am Morgen des Beerdigungstages zu seinen Kindern sagte: „Wir wollen uns doch vom Herrn bewahren lassen, daß heute keine eiteln Tränen geweint werden, wie es so oft an Gräbern geschieht.“ Er hoffte auch bald der teuren Entschlafenen nachfolgen zu dürfen; denn er fühlte deutlich die Abnahme seiner Kräfte, übertrug von jetzt an auch die Lasten der ausgedehnten Haushaltung mit den mancherlei Kostgängern den heranwachsenden Kindern, die sie auch willig auf sich nahmen. Nur die P f l e g e d e r G e m e i n s c h a f t e n behielt er bei, und ließ sich auch bei ungünstigem Wetter von dem Besuch auswärtiger Versammlungen und Monatsstunden nicht abhalten. Wenn die Hausgenossen ihn etwa baten, er möge sich doch mehr schonen, so konnte er zu ihnen sagen: „Die Haushaltung ist eure Sache, aber die Stunde ist die meinige.“ Eines Tages, als die Kinder auf den U r a c h e r M a r k t zu gehen sich anschickten, um dort verschiedenes einzukaufen, sagte er zu ihnen: „Ich will mit euch gehen.“ Sie konnten sich gar nicht denken, was der alte Vater auf dem Markte wolle; er aber gab ihnen den Bescheid: „Ich will da drunten W a h r h e i t verkaufen.“ So ließ er denn im

Städtchen unter den Gesinnungsgenossen bekannt machen: „Nach Tisch hält man Versammlung in dem und dem Haus.“ Und siehe da! eine große Anzahl von Besuchern stellte sich ein, welche „die Lehre der Weisheit höher achteten denn köstliches Gold“ (Sprüche 8, 10).

Ein freundlicher Lichtblick in seinem äußerlich vielfach getrübbten Lebensabend war die **V e r h e i r a t u n g** seiner ältesten Tochter **S o p h i e** mit dem Lehrer **B u b e c k** in Basel (1849). Anfangs fiel es zwar dem Vater sehr schwer, die geliebte Tochter so weit herzugeben; aber nachher konnte er freudestrahlend zu den Brüdern sagen: „Jetzt habe ich 7 Kinder statt 6.“ Und: „Wo lauter Nein erscheint, ist lauter Ja gemeinet. Es dauert aber lange, bis sich das menschliche Herz in die Wege Gottes schicken lernt.“ Schon seit vielen Jahren plagte ihn ein hartnäckiger **H u s t e n**; aber noch im Frühjahr 1850 machte er einen dreistündigen, sehr beschwerlichen Weg zur Begräbnisfeier einer treuen früheren Hausgenossin. Am 29. April war er zum letztenmal unter seinen Schulkindern und den Tag darauf hielt er die letzte Versammlung. Von da an mußte er sich zu Bett legen, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Der Arzt fand ihn nicht eigentlich krank und wollte ihm daher auch nichts verschreiben. Er selbst sagte: „Ich bin ein sonderbarer Kranker; kein Glied tut mir weh, kein innerer Teil ist krank, nur bin ich so **t o d - m ü d e**.“ Von Pfingsten an wurde sein Zustand schlimmer, und jede Hoffnung auf Genesung schwand. Dabei blieb er aber ganz heiter und sagte öfters: „Wenn ich nach meinen Sünden sehen will, so ist's gerade, als ob der Heiland die Hand darüber hielte, so daß ich sie nicht sehen kann.“ Er hatte vollen Frieden im Herzen und spürte keine Todesfurcht; er freute sich im Gegenteile sehr auf seinen Heimgang.

Wie die alten Patriarchen vor ihrem Abscheiden,

sammelte auch er seine Kinder um sein Lager her, gab ihnen seinen väterlichen *S e g e n* und ermahnte sie herzlich, doch immer treu zusammen zu halten und sich der



Christian Rullen (1785—1850)

Gemeinschaft der Kinder Gottes, auch in Verfolgungszeiten, nicht zu entziehen. Die letzten Tage waren durch Erstickungsanfalle noch besonders schwer für ihn; dann schlug endlich die Stunde seiner Erlösung, am 12. Juni 1850, nachdem er nicht ganz 65 Jahre alt geworden war.

Als ein „Vater in Christo“ wurde er nicht bloß von seinen Kindern, sondern auch von unzähligen andern betrauert, denen er den Weg zum Leben hatte weisen dürfen.

2. Die Hausmutter.

Über die Frau von Christian Kullen haben wir schon bei der Eheschließung der beiden einiges bemerkt; sie verdient aber noch eine besondere Schilderung und Würdigung, da sie eine selten fromme Christin und eine ebenbürtige Genossin und Gehilfin ihres Mannes war. Wir sind auch in der glücklichen Lage, manche Einzelheiten aus ihrem Leben zu bringen, da der älteste Sohn Johannes ausführliche Aufzeichnungen davon gemacht hat.

Maria Agnes wurde geboren am 1. Januar 1789 als die Tochter eines schlichten Landmannes D a u m ü l l e r in Dettingen bei Urach. Der Vater starb unerwartet schnell an einem Schlagfluß; die Mutter aber erzog die innig geliebte Tochter aufs beste „in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit“ (1. Tim. 2, 2), und dazu brauchte sie nur das angestammte Familienerbe treu zu wahren. Denn der Großvater war Bäckermeister C h r i s t o p h S a n d e l, einer der tüchtigsten und geschäftigsten Brüder der großen Dettinger Gemeinschaft. (Vergl. über ihn Claus, Württ. Väter II 57—63.) Agnes war in jeder Beziehung wohl begabt; das Lernen fiel ihr in der Schule leicht, und bei ihrem ausgezeichneten Gedächtnis sammelte sie sich in der Jugend einen großen Schatz von Sprüchen und Liedern, wie auch von schönen Melodien, mit denen sie später ihre Kinder erfreuen und belehren konnte. Ein Verslein war ihr schon als Kind besonders wichtig geworden, und es blieb zeitlebens ihre Lieblingsbitte:

Herr, laß mich an Dir kleben
Wie eine Klett am Kleid.

Sie blieb auch von klein an in der Taufgnade, und besonders seit ihrer Konfirmation entschied sie sich ganz für den schmalen Weg in der Nachfolge Jesu, besuchte außer den Gottesdiensten auch die Versammlung wie die besondere Mädchenstunde, hatte aber sonst wenig Verkehr mit ihren Altersgenossen. Das liebste, ja einzig wertvolle Buch war ihr die *B i b e l*; auch in späteren Jahren sah man sie keine weltliche Unterhaltungsschrift oder eine Zeitung in die Hand nehmen. Dazu hätte sie auch kaum Zeit gehabt. Der Mutter war sie stets eine gehorsame Tochter, und als diese an ihrem Lebensabend sehr leidend wurde, eine treue, willige Pflegerin. Das war nicht immer leicht für sie; denn bei den Atmungsbeschwerden der Kranken konnte diese nur ein kaltes Zimmer mit ganz frischer Luft ertragen, und die Tochter tröstete sich dabei manchmal mit dem Apostel Paulus, der auf seinen weiten Missionsreisen auch „viel Frost“ zu ertragen hatte (2. Kor. 11, 27).

Mit 33 Jahren *v e r e h e l i c h t e* sie sich mit dem damals 36jährigen Schulmeister Christian Kullen in Hülben. Als Mitgift brachte sie zwar nicht viel äußere Güter mit, aber was wichtiger ist: ein reines Herz, einen gesunden Leib und eine sehr tüchtige Arbeitskraft. Diese brauchte sie auch, als mit den Jahren ein Kind um andere im Schulhaus erschien, bis es endlich ein Häuflein von sechsen war. Lernen wir die Einzelnen etwas näher kennen, wie sie der älteste Sohn schildert:

Am 17. Februar 1822 erschien das erste Kind, ein Töchterlein, das den Namen *S o p h i e*, d. h. „Weisheit“ erhielt (von griech. sophia), und es machte auch später seinem schönen Namen alle Ehre. Aus dem lebhaften Mägdlein wurde eine geweckte, lerneifrige Schülerin und eine lebensfrohe Jungfrau, deren heiteres Gemüt wie ein

Sonnenschein das Haus durchwaltete. Später bekam sie unter göttlicher Zucht und Leitung einen mehr ernsten Sinn, und ihre Freude wurde immer mehr eine „Freude in dem Herrn“ (Phil. 4, 4). In ihrem 26. Jahr verehelichte sie sich mit Oberlehrer B u b e r g in Basel und starb 1886, 63 Jahre alt.

Ein zweites Töchterlein, C h r i s t i a n e , wurde bereits im 2. Lebensjahr den Eltern durch den Tod wieder entrißen. Als Ersatz stellte sich am 11. März 1825 eine W i l h e l m i n e ein, was ursprünglich „Kriegsheldin“ bedeutet. Eine solche zu werden lag allerdings nicht in ihrem friedlichen Beruf; aber doch hatte sie einen tapferen, männlichen Geist und starken Charakter und führte wacker den Kampf des Glaubens, der jedem Christen verordnet ist. Wegen ihrer hervorragend geistigen Begabung, wozu noch ein besonderes musikalisches Talent kam, nahm sie der Onkel Johannes als Schülerin in sein Töchterinstitut nach Korntal, worauf sie zu ihrer weiteren Ausbildung längere Zeit in der französischen Schweiz weilte, um dann als Musiklehrerin im Korntaler Institut zu wirken. Die Mutter aber, welche in diesen verfeinerten Verhältnissen zu viel Versuchungen, z. B. zur Eitelkeit, für die Tochter befürchtete, rief sie wieder nach Hause zurück und war glücklich, daß sie in den letzten Jahren ihres Lebens alle ihre Kinder um sich haben durfte. Im Jahr 1857 verlobte sich Wilhelmine mit Seminarlehrer Lohrer aus Karlsruhe; aber nach einem vierteljährlichen Brautstand starb plötzlich der Bräutigam an einer schnell verlaufenden Krankheit. 4 Jahre später, am 28. Oktober 1858, reichte sie dem verwitweten Hausvater M a y e r an der Hardtstiftung, einer großen Rettungsanstalt bei Karlsruhe, die Hand zum Ehebunde, und mit ihrem entschlossenen, tatkräftigen Wesen war sie damit ganz an die rechte Stelle gekommen.

Von ihren 6 eigenen Kindern lebt noch ein Sohn, der Pastor und lic. theol. in Greifswald ist.

Als dritte Tochter wuchs *Christiane* heran, geboren den 6. März 1826, welche die Milde selber war und den Eltern im Haushalt, besonders für die schwach-sinnigen Kostgänger, die mit großer Liebe an der „Nane“ hingen, eine unentbehrliche Stütze wurde. Sie heiratete i. J. 1861 den Lehrer *Baye* in Oberkollwangen bei Calw, wurde aber schon nach 6 Jahren Witwe und kehrte mit ihren 3 Töchterlein dann wieder nach Hülben zurück, wo sie später ein eigenes kleines Haus bewohnte. Auch hier in der stillen Einsamkeit durfte sie die gnädige Fürsorge ihres himmlischen Vaters erfahren. Ihre kleine Witwenpension von 200 *M* jährlich nahm sie immer mit großer Dankbarkeit entgegen und konnte sagen: „Wenn ich soviel Kapitalien hätte, daß mir dieser Jahreszins einginge, so würde ich für eine reiche Witwe gehalten.“ Einmal fehlte es ihr an einem nötigen *Kleid*. Da sagte sie, indem sie zum Fenster hinaus auf die herbstlichen Fluren blickte: „Lieber Heiland, Du hast jetzt die *Herbstzeitlosen* so schön gekleidet; Du weißt auch, was ich jetzt eben bedarf.“ Und siehe da, noch am selben Tag traf von Frau *Rehlen* aus Stuttgart der schönste Kleiderstoff für sie ein. Mit ihren Kindern pflegte sie morgens meist knieend zu beten, und begann dabei öfters mit den Worten des 95. Psalms: „Kommt, laßt uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat! Denn Er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand.“ Wieviel hat sie auch für andere gebetet oder sie durch christlichen Zuspruch getröstet und aufgerichtet oder auch mit lieblichen Gesängen und ihrem Gitarrespiel erfreut! Keine größere Freude kannte sie, als ein irrendes Schäflein wieder auf den rechten Weg zu

bringen. Gern diente sie auch Kranken mit h o m ö o - p a t h i s c h e n Arzneimitteln, worin sie eine große Kenntnis besaß. Sie mußte aber deswegen einmal vor dem Gericht in Urach sich verantworten und wurde für ihr „Doktern“ mit einer kleinen Geldstrafe belegt. Der Homöopathische Verein verfolgte dann weiter den Fall und brachte ihn zu grundsätzlichem Austrag: die Homöopathie wurde von da an unter amtlicher Beaufsichtigung als gesetzlich zulässiges Heilverfahren anerkannt.

Bei aller Schlichtheit ihres Wesens hatte die „Tante Nane“ doch etwas vom „königlichen Priestertum“ (1. Petr. 2, 9) an sich und wurde von den Ortsgenossen als eine „Fürstin und Mutter in Israel“ (Richter 5, 7) geehrt und geliebt. Den 29. Mai 1887 durfte sie, 61 jährig, zur Ruhe des Volkes Gottes eingehen.

Am 27. April 1827 erlebten die Eltern die große Freude, daß ihnen der erste Sohn geboren wurde, den sie nach dem Onkel in Korntal J o h a n n e s hießen, welcher Name überhaupt schon lange in der Familie sich eingebürgert hatte. Johannes heißt „Gotthold“ (eigentlich „dem Gott gnädig ist“), und fürwahr, es galt von diesem Kinde: „Gottes Gnade war bei ihm“ (Luk. 2, 40), was wir im nächsten Abschnitt reichlich sehen werden.

Nach einem längeren Zwischenraum, am 31. Juli 1830, durften die Ehegatten ein neues Kindlein herzen: T h e r e s e, d. h. „die Jägerin“. In ihrem 3. Jahre wurde sie einmal der Mutter zu rechtem Trost, als sie zu dieser sagte, weil sie bei einer schweren Krankheit des Vaters so viel weinte: „Mama, du mußt et (nicht) greina, du mußt bloß beta!“ und sofort kniete auch das Mägdelein hinter dem Bettvorhang nieder und betete selber in kindlicher Weise: „Lieber Heiland, mach doch den lieben Vater wieder gesund.“ Und ihr Gebet wurde auch

erhört; der Vater durfte noch 17 Jahre bei den Seinen bleiben. Ja: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zubereitet“ (Ps. 8, 3). Der Bruder Johannes schildert die Schwester mit folgenden Worten: „Das Wesen der kräftig heranwachsenden Theresse hatte etwas Männliches, Tatkräftiges; sie schrak vor tüchtigen Leistungen nicht zurück. Weibischem Wesen in der schlimmen Bedeutung des Wortes war sie abgeneigt. Geschwägigkeit, Langsamkeit, Unentschlossenheit waren ihr zuwider. Namentlich konnte sie frömmelnde Art fast nicht ertragen. Sie hätte z. B. am großen Waschkübel lieber mit bösen Weibern gewaschen, als mit solchen, die gar fromm und holdselig reden, aber über diesem holdseligen Schwatzen das Waschgeschäft vernachlässigen, und von denen man wußte, daß bei ihnen Wort und Wandel nicht übereinstimmen. Ihre Meinung war in jenem Verslein ausgedrückt, das von einem Jünger Jesu verlangt, daß er sich beweiße, ‚mehr im Wandel als im Wort‘ (1. Petr. 3, 1). Die muntere, auch äußerlich sehr hübsche Jungfrau wurde viel umworben, blieb aber längere Zeit zurückhaltend, bis sie schließlich dem Lehrer und Hausvater G l ö k l e r in Niefernburg bei Pforzheim die Hand zum Ehebunde reichte, der hochbetagt, erst 1920, in Stuttgart heimging.

Noch ein anderer Sohn wuchs den Eltern heran in C h r i s t i a n Friedrich, geb. den 4. Dezember 1831. Er wurde ein stattlicher Jüngling, wie Saul „eines Hauptes länger“ als die andern Geschwister. Leider entwickelten sich bei all seiner Gutmütigkeit seine Geistesgaben und Charaktereigenschaften nicht in ganz erwünschter Weise, — vielleicht, daß die alternden Eltern zu nachsichtig in seiner Erziehung waren. Nachdem es ihm nicht gelungen war, in den Lehrerstand zu kommen, wanderte er mit 22 Jahren

nach A m e r i k a aus, wo er auch in New-York durch die Beihilfe eines Hülbener Landsmannes zu Brot und Stellung gelangte. Nachdem er zuerst Gärtner und dann Weinhändler gewesen war, wurde er später G l a s m a l e r , wozu er bei seiner zeichnerischen Anlage ein ausgesprochenes Geschick hatte. Doch verließ ihn nie ein stilles Heimweh nach der deutschen Heimat. Seine dem Angesicht nach ihm vielfach unbekanntem Angehörigen erfreute er regelmäßig durch lange, hochinteressante Briefe, so daß er doch auch im Geist unter der Familie lebte.

Ein drittes Söhnlein, nach dem Urgroßvater „E h r i s t o p h“ genannt, geb. den 7. September 1833, wurde nur wenige Monate alt.

Am glücklichsten fühlte sich die Mutter, wenn sie alle ihre Lieblinge an stillen Winterabenden um den Tisch versammelt sah, wobei jedes seine Bibel vor sich hatte und einige Kapitel gelesen wurden. Sie ließ dabei mit fleißiger und geschickter Hand die Spindel ihre Gänge auf dem Zimmerboden machen, während der Vater Bengels „Gnomon“ zur Hand hatte und darnach „Fingerzeige“ (das bedeutet nämlich „Gnomon“) zum besseren Verständnis des Schriftwortes gab. Dabei hielt sie mit allem Ernst darauf, daß jedes nicht bloß „ein Hörer, sondern auch ein T ä t e r des Wortes Gottes“ sei (Jak. 1, 22), und sie selbst ging darin mit gutem Beispiel voran. Wenn ihr z. B. nach ihrem Temperament ein scharfes Wort über einen Mitmenschen entschlüpft war, so konnte sie nachher zu ihren Kindern sagen: „Das, was ich unlängst über diesen oder jenen geurteilt habe, hat mir der liebe Heiland übelgenommen; ich nehme hiemit mein Wort zurück.“ Solche Demütigung machte sie aber in den Augen ihrer Kinder nur noch größer und verehrungswürdiger. Bei all ihrer Charakterfestigkeit und sittlichen Strenge hatte sie doch ein

recht weiches Herz, und als der Sohn Johannes ins Schulamt trat, bat sie ihn dringend, doch recht s c h o n e n d mit den schwachen Schülern umzugehen und sie nicht mit schweren Memorieraufgaben zu plagen; die Eltern daheim leiden oft nicht weniger darunter als die Kinder selber, wie einmal eine Mutter mit ihrem Sohne geweint habe, weil er einen langen Spruch nicht in den Kopf brachte. Auch mit den H a u s t i e r e n fühlte sie Erbarmen, wenn sie dieselben oft so mißhandelt sah, und es war ihr unfählich, wenn Bauer und Bäuerin sich noch auf den vollbeladenen Wagen setzen konnten, den die schlecht genährten Haustiere so kaum ziehen konnten.

Am meisten aber ging ihr die N o t i h r e r M i t m e n s c h e n zu Herzen, sei es, daß sie von Armut gedrückt oder durch Krankheit heimgesucht waren oder auch von ihren Hausgenossen mißhandelt wurden, etwa eine Frau durch ihren rohen, trunksüchtigen Mann. Da konnte sie wohl einem solchen Bösewicht und Tyrannen recht scharf ins Gewissen reden. Noch lieber aber tat sie im geheimen ihre milde Hand auf, teilte aus, tröstete und erquickte, soviel in ihren Kräften stand. Der Sohn Johannes schreibt von der Mutter in dieser Beziehung: „Ihr mildes, mitleidiges Herz gegen Arme, gegen Unterdrückte, Witwen und Waisen, gegen Frauen, die Grund hatten, eifersüchtig zu sein, gegen Menschen und Tiere, die unter zu schwerer Geschäftslast seufzten, ihre tätige Hilfe da und dort, aber auch ihre Schärfe gegen Bedrucker der Unschuldigen, gegen Rohe und Tyrannische, namentlich gegen Hurer und Ehebrecher, konnten nicht ohne Eindruck auf unser Kindergemüt bleiben. In Beziehung auf Übertretung des 6. Gebotes hätte sie fast jenem wackeren, aber furchtbar gestrengen Grafen Recht gegeben, der den Ehebruch mit dem Tode bestrafen ließ. Die armen, beimit-

leidenswerten Weiber, die unter derartigen Männern leiden mußten, dauerten sie ungemein.“

In besonderer Weise bekam sie Gelegenheit, ihr erbarmungsvolles Herz walten zu lassen, als dem Hause einige s c h w a c h s i n n i g e B ö g l i n g e in Kost und Aufsicht gegeben wurden. Der erste war A d o l f, der Sohn eines reichen Weinhändlers aus Stuttgart. Sein Vater bezahlte für ihn das damals ansehnliche Kostgeld von 150 Gulden jährlich, was die ökonomischen Verhältnisse der Familie, die oft unter Geldknappheit litt, bald merklich erleichterte, besonders als später noch 3 weitere Kostgänger dieser Art hinzukamen. Aber wieviel Weisheit, Geduld und Nachsicht erforderte deren Behandlung! Einige von ihnen waren zwar im Grunde gutmütig, ja auch religiös empfänglich, wie z. B. jener erstgenannte Adolf manchmal Krankenbesuche im Dorfe machte, und einmal einem Patienten den Puls fühlte, wobei er ernsthaft zu ihm sagte: „Bekehr dich nur, jetzt mußt du bald hintere (in die Ewigkeit hinüber)!“ Ein andermal konnte dieser Adolf in einem Anfall von Irzsinn mit der Dunggabel nach der Mutter stechen, so daß man ernstlich erwog, ihn wieder heimzuschicken. Doch als dieser, wieder ruhig geworden, es vernahm, warf er sich, so lang er war, auf den Küchenboden und schrie und betete: „Ach, lieber Heiland, laß mi doch mei Schulbas b'halte!“ Was konnte da die Mutter anders tun als ihn eben behalten! Ja: „Die Liebe höret nimmer auf“ (1. Kor. 13, 8). Mehr Kummer bereitete ein anderer Bögling, R o b e r t mit Namen, den Eltern, da er oft plötzlich sehr jähzornig wurde und dann schrecklich zu fluchen anfang, was für die eigenen Kinder doch recht bedenklich werden konnte. Doch der ernste, fromme Sinn des ganzen Hauses bannte schließlich auch solche unheimlichen Geister.

Zu den guten Geistern des Hauses zählten dagegen die *Dienstboten*, die man bei der umfangreichen Feldarbeit benötigte, wenigstens so lange, bis die eigenen Töchter herangewachsen waren. Ein wahrer „Glücksstern“ war das *Bäbele*, das man 11 Jahre lang haben durfte. Immer flink und fleißig — langsames Gehen kannte sie nicht — bewahrte sie sich stets einen heiteren, unverdrossenen Sinn, dem keine Arbeit zu viel war und keine Gäste zu ungelegen kamen, dabei treu wie Gold, so daß die Hauseltern ihr ruhig, wenn sie einmal nach auswärts mußten, das ganze Haus überlassen konnten. Da war alles im besten Stand, wenn sie wieder heimkehrten. Die Kinder hatten ihr Brot ebenso gut bekommen wie das Käzlein seine Milch; nichts war vergessen und nichts war versäumt worden. Sagt nicht auch der Herr Jesus selber: „Wie ein großes Ding ist's um einen treuen und klugen Haushalter, welchen der Herr setzt über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihre Gebühr gebe! Selig ist der Knecht (und die Magd), welchen sein Herr findet also tun, wenn er kommt. Wahrlich ich sage euch: Er wird ihn über all seine Güter setzen“ (Luk. 12, 42. 44). Wir können uns denken, wie glücklich sich die Mutter im Besitz einer solch treuen Magd fühlte. Dennoch, als sie einmal aus Flattichs „Hausregeln“*) über die Art der Dienstbotenbehandlung vorlesen hörte, äußerte sie darauf in traurig bußfertiger Stimmung: sie hätte ihren Mägden auch anders, und zwar noch viel barmherziger, entgegen kommen sollen. Auch als sich Bäbele nach Böhringen verheiratete und eine Säule der dortigen Gemeinschaft wurde, blieb sie mit ihr eng in schweesterlicher Liebe verbunden und besuchte sie, so oft sie konnte.

*) Vergl. J. Fr. Flattich von Ledderhose (9. Aufl. 64 S.). Quell-Verlag, Stuttgart. 1922.

Ihrem Heiland war sie so ergeben und hing so innig an ihm, daß sie in späteren Jahren wohl sagte: „Wenn ich ans Sterben denke, freue ich mich zwar auch auf meine zwei Kinderlein, die mir vorangegangen sind, auch auf meine liebe Mutter; aber am meisten freue ich mich doch auf meinen H e i l a n d.“

Das Verhältnis zu ihrem Gatten wurde mit den Jahren immer inniger und herzlicher, und beide waren darauf bedacht, wie es in einem Trauungsgebet so schön heißt: „daß eins das andere mit sich in den Himmel bringe.“ Doch sagte und klagte der Vater manchmal nach dem Heimgang der Mutter: „Ich habe meinem Weibe viele Liebe erwiesen; aber ich fühle die große Schuld, daß ich ihr im Geistlichen lange nicht das gewesen bin, was ich ihr hätte sein sollen.“ Ja: „der Würdigste erkennt sich für den Unwürdigsten“, wie Schulmeister Kolb zu sagen pflegte.

Die letzten Jahre waren für die Ehegatten noch besonders lieblich. Der Sohn schreibt darüber: Es war wie ein V o r s a b b a t, ehe sie zur Ruhe des Volkes Gottes eingingen. Denn auch äußerlich war das Leben einfacher und ruhiger geworden, da sie einen Teil ihrer Äcker verkauft hatten. Oft hieß es da: „Psalter und Harfe wacht auf!“ Wieviel wurde von den 4 älteren Kindern am Klavier gesungen! Der liebe Vater sagte öfters: „Wir haben es so schön; alle Glieder der Familie haben einen Beruf; es fehlt nicht am täglichen Brot; wir dürfen so viel unverdiente Liebe und Ehre genießen; nur das Eine drückt uns: daß die Mutter so viel leidend ist.“ Ja, das war der Vermutstropfen im Freudenbecher. Das leidige R o p f w e h, an dem sie schon früher gelitten hatte, stellte sich immer häufiger ein. Dazu kam ein immer heftiger auftretendes, schweres M a g e n l e i d e n. Das leibliche

Leiden diente ihr aber zur Bewährung. Sie war in solcher Trübsalszeit nur um so mehr auf den Herrn geworfen. Und er half ihr von Tag zu Tag durch. Nachdem sie den Sommer 1847 über trotz großer Schwachheit sich immer noch aufrecht gehalten hatte, mußte sie sich im Herbst ganz legen, und es hieß nun für die sonst unermüdllich tätige Martha:

Leiden ist jetzt mein Geschäfte,
Leiden ist mein Gottesdienst.

Eine herrliche Beilage hatte der freundliche Herr und Heiland ihr darin verliehen, daß sie sich einer *g e w i s s e n* *S o f f n u n g* des ewigen Lebens getrösten konnte. „Ohne solche“, sagte sie, „könnte ich nicht leben.“ Und zu den Kindern äußerte sie eines Tages: „Ich weiß nicht, ob ich auch recht daran bin. Wenn ich ans Sterben, an die Ewigkeit denke, so habe ich gar keine Angst und gar keine Sorge. Ich meinte, ich sollte auch eine gewisse Furcht herbeiziehen können; aber es gelingt mir nicht.“ Nur selten und dann ganz kurz wurde ihr dieser frohe Glaubensblick verdunkelt; es war eine Wolke, die bald wieder vorüberging. Gegen das Ende ihres Laufs wurde die Kranke noch von einem *S c h l a g* gerührt, der ihr die Zunge lähmte. — Der ältesten Tochter *S o p h i e* war es da ein ernstliches Gebetsanliegen: der große himmlische Arzt möge doch der lieben Mutter noch einmal vor ihrem Abschied die Sprache verleihen, damit sie ihre letzten Anliegen zum Ausdruck bringen könne. Und ihr Flehen wurde auch erhört. Erst am 30. November 1847 schloß sie ihre Augen, nachdem sie nicht ganz 59 Jahre alt geworden war. Den schönsten und treffendsten Nachruf hat ihr ein Verwandter, Hausvater *B a r n e r* vom Korntaler Armenhaus, gewidmet, wenn er an die Hinter-

bliebenen schrieb: „Ich kann es fast nicht übers Herz bringen, der lieben Mutter nicht das Geleite zur Grabesruhe zu geben — um meinetwillen, um mich um so lebhafter und ernstlicher an dem Grabe der teuren Entschlafenen zu erneuern — zu erneuern und zu stärken an ihrer Liebe, die sie auch auf mich und die Meinigen so reichlich ausfließen ließ, an ihrem kindlichen, einfältigen und doch heldenmäßigen Glauben, der mich so oft beschämte, an ihrer Glaubensgewißheit in ihrem Gnadenstande, die ich so oft bewunderte, an der kunstlosen Färbung ihres Christentums, wobei ihr Blick immer auf das Nützigste und Nützlichste schaute mit Umgehung aller unnötigen Skrupel, an ihrer Lauterkeit und Geradheit, an ihrer jede Falschheit, Heuchelei und frömmelndes Wesen hassenden Aufrichtigkeit, an ihrer oft bis ans Beißende grenzenden Schärfe gegen alles, was nur Schein und nicht Wesen war; kurz an ihrem ganzen Lebensbild, wie es in Christo als dem Mittelpunkt wurzelte, an ihrem königlichen Wesen, das die manchmal rauhe Schale gar nicht beachten ließ; ja ich sage, es gereicht mir zur Demütigung um meinetwillen, daß ich den Segen ihres Begräbnisses nicht mitgenießen konnte, wie ich es gerne möchte.“

So groß aber auch der Riß war, den die ganze Familie durch den Heimgang der teuren Hausmutter erlitt, so wußten sich alle im Glauben mit ihr Verbundenen mit dem Worte zu fassen und zu trösten, das der sel. Johannes Kullen in Korntal bei schmerzlichen Todesfällen zu sagen pflegte: „Die Lieben gehen, aber der Liebste bleibt.“ Ja: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ (Hebr. 13, 8).

IV. Johannes Rullen (1827—1905) und Pauline, geb. Herrmann († 1921).

„Art läßt nicht von Art,“ heißt ein bekanntes Sprichwort, und wenn das im Guten zutrifft, so freut man sich von Herzen darüber. Dies war der Fall bei J o h a n n e s Rullen, dessen Persönlichkeit und Wirken nun vor uns erstehen soll und den manche Leser aus persönlicher Kenntnis noch in lebendiger und bester Erinnerung haben werden. In diesem Johannes stellt sich der gute, alte Rullengeist in ganz besonders lieblicher und gewinnender Weise dar, wie er auch selber stets den milden Vater und den trefflichen Großvater zum Vorbild sich genommen hat. Auf Wunsch seiner Kinder hat er einen Teil seines Lebenslaufs, bis zu seiner Verheiratung (1866), in anschaulicher und oft origineller Weise aufgezeichnet, und so lassen wir ihn zunächst selber, wenn auch stark gekürzt, zu Worte kommen. (Vergl. „Dorfschulhaus“ S. 106—148.)

„Ich wurde am 27. April 1827 geboren. Meiner lieben Mutter machte mein Erscheinen große Freude. Auch mein Vater hat sich meiner Geburt von Herzen gefreut. Er war überhaupt ein großer Kinderfreund, und mehr als einmal sagte er, wenn die liebe Mutter ihn mit Zwillingen bedenke, so werde er aus Freude „mit Posaunen blasen“ lassen. Auch ließ er nach meiner Ankunft jedem Schüler zwei Wecken geben, damit sie sich mit ihm über den Stammhalter freuen sollten. Vor mir waren den Eltern 4 Töchterlein geschenkt worden, von denen aber das zweite nur einige Monate alt wurde.

Meine ersten Jugendjahre verliefen im Sonnenschein wärmster, elterlicher Liebe. Im ganzen war ich mehr ein M u t t e r k i n d, und wenn wir Geschwister den Eltern nach einem auswärtigen Besuch entgegengingen, so lief

ich zuerst der Mutter entgegen, während sich die Schwestern an den Vater hingen.

Beim Beginn meiner *Schule* durfte mir vor dem Lehrer nicht grauen; es war ja mein milder, leutseliger Vater. Dieser war mit Leib und Seele bei seiner Schularbeit und konnte wohl sagen: „Ich bin sehr gern in meiner Familie oder an einem Ort, wo das Wort Gottes lauter und rein verkündigt oder besprochen wird; aber das süßeste Gefühl habe ich in meiner *Schule*.“

Unvergeßlich sind mir die *Sonntage*. Da ging der Vater gern, wenn Kirche und Versammlung vorüber waren, mit uns Kindern hinaus auf einen stillen, waldigen Bergvorsprung. Hier lagerte man sich, und der Vater teilte Altes und Neues aus dem Schatz seines Wissens und Gedächtnisses mit. Und am Schluß hieß es dann: „Jetzt wollen wir noch ein Lied anstimmen!“ und dann wurde manch fröhlicher Lobgesang in das stille Tal hinabgesandt.

Den Kindern Freude zu bereiten, war den Eltern das größte Vergnügen. Wieviel Mühe gab sich der Vater, wenn es galt, den *Weihnachtsbaum* mit eßbaren und nicht eßbaren Kostbarkeiten zu bekränzen! Die Eltern hatten viele Patenkinder, und bis diese alle mit Christbescherungen bedacht waren, hatte das Geldtäschchen manche Erleichterung erfahren. Allein der Vater sagte: „An unsern eigenen Kindern darf es nicht ausgehen“. Welche Freude bereiteten uns auch die Geschenke von unsern Paten, mit denen besonders die Korntaler uns immer reich bedachten.

Die Besuche der etwa gleichalterigen Vettern aus *Korntal*, Gottlob Varner und Samuel Kullen, erwiderten wir öfters. Ich durfte einmal 6 Wochen in der

schönen Gemeinde zubringen. Bei dieser Gelegenheit sollte mich mein Onkel Johannes, der dortige Institutsvorsteher, zugleich beobachten, ob ich wohl die Fähigkeit habe, die Gottesgelehrsamkeit zu erlernen, da die beiden Vettern sich dieser zuwandten. Ich hatte aber keine Lust zur Theologie und sagte mehr als einmal: „Ich will werden, was mein Vater ist.“ Dieser Entschluß hat mich auch niemals gereut.

Als die Zeit meiner *K o n f i r m a t i o n* heranrückte, erhielt ich den ersten Unterricht von dem Pfarrverweser B., der mir aber wenig Gewinn brachte, so gut und erbaulich ihn der junge Herr zu gestalten sich bemühte. Denn sein kurzes Gesicht erlaubte uns Jüngeren ziemlich achtlos zu sein, und wir pflegten dabei, in den hinteren Bänken sitzend, Rettchen von Roßhaaren zu flechten. („Dessen ihr euch jezt schämet.“ Röm. 6, 21.) — Lehrer, behalte alle deine Schüler unverwandt im Auge! — Den abschließenden Vorbereitungsunterricht empfing ich von dem gelehrten Herrn Dekan Zimmermann aus Urach. Aber auch mein Vater gab uns wöchentlich eine Konfirmationsstunde, um die Herren Geistlichen im Winter bei den oft sehr schwierigen Wegverhältnissen etwas zu entlasten, was diese mit aufrichtigem Dank entgegennahmen. Unvergesslich ist mir, wie der Vater zu mir sagte, als ich einige Tage vor der Konfirmation meine neuen Kleider anprobirte: „So, äußerlich wäre jezt alles recht; wenn es i n n e r l i c h auch so ist, dann steht es gut“. Bei der Einsegnung bekam ich folgendes Verslein als Denkspruch:

Wahrheit ist das Wort des Herrn;
 Lies und hör es immer gern;
 Mehr als alle Schriften lies es,
 Mehr als alle Bücher üb es.
 Wohl dir, wenn zu jeder Zeit
 Seines Worts dein Herz sich freut!

Dem suchte ich auch getreulich nachzukommen, und ebenso benützte ich gern und fleißig in meiner Jugendzeit das Gebetbuch von Pfarrer Kapff, dem späteren Stuttgarter Prälaten, das mir der Korntaler Onkel mit einem schönen Brief zur Konfirmation schenkte.

Nach dem Austritt aus der Schule im April 1841 bereitete ich mich auf das *Seminaristen-Examen* vor. Präparandenanstalten gab es damals noch keine, und die Schulamtszöglinge hatten nur 3 Jahre in einem Seminar oder in einer Privatbildungsanstalt zu verbleiben; auch konnten sie von einem tüchtigen Schulmann vorbereitet werden. Letztere Erlaubnis wurde auch meinem Vater erteilt. Ehe er mich aber in die Vorbereitung nahm, mußte ich ein Examen in Eßlingen machen, das mir die Berechtigung zum Schulamtszögling geben sollte. Ich bestand die Prüfung und wurde damit Landinzipient.

Mein Lerngeschäft, das im Jahr 1842 bei meinem Vater begann, nahm allerdings keinen so geregelten Fortgang wie bei meinen Altersgenossen im Seminar. Im Februar 1843 fuhr gänzlich unerwartet das etwas altväterische Gefährt des Onkels Kullen aus Korntal vor unserm Schulhause vor, und der Kutscher brachte die Weisung, ich solle mich alsbald zu unserm Onkel Varner ins *Armenhaus nach Korntal* begeben. Dieser sei schwer erkrankt, und ich solle seine Schule besorgen. Was war zu machen? Die Eltern und ich mochten nicht nein sagen, und so reiste ich am folgenden Morgen ab. Meine Mutter sagte beim Abschied zu mir: „Ich gönne es dir, daß du gleich so dran mußt und eine schwere Aufgabe bekommst. Dadurch bist du auf den Heiland geworfen; man wird dich nicht zum Beten mahnen müssen — die Verhältnisse treiben selber dazu.“

Ich wohnte nun im Armenhause; die große Schule mit gut unterrichteten Kindern war mir übergeben — und ich war noch nicht 16 Jahre alt! Die Disziplin machte mir viel zu schaffen, wie sich leicht denken läßt. Da besuchte mich hin und wieder in meiner Schule Pfarrer R a p f f und mahnte die Kinder zum Bravsein: es werde für sie ein Ansagen sein, wenn sie mir mein Amt sauer machten. Besonders angenehm war es für mich, daß meine Schwester Wilhelmine zu gleicher Zeit am Töchterinstitut Lehrerin war. Als der kranke Onkel Varner wieder genesen war, durfte ich um Ostern her nach Hause zurückkehren.

Nach kurzer Zeit kam ich wieder nach Korntal, diesmal aber als B ö g l i n g des dortigen K n a b e n - i n s t i t u t s. Neben dem guten Unterricht, den ich hier genießen durfte, hatte ich in jenem Jahr in Korntal reichen geistlichen Segen. Predigt und Kinderlehre des Pfarrers Kapff, der durch seine Predigtbücher wie durch sein Gebet- und Kommunionbuch weithin bekannt geworden ist, brachten mir viel inneren Gewinn. Nach der Kinderlehre besuchte ich die Versammlung, die im Sommer bei geeigneter Witterung im Garten des Töchterinstituts unter einem Apfelbaum gehalten wurde. Auch die Versammlung abends im Saal versäumte ich nicht. Für mein jugendliches Herz waren diese Stunden von großem Wert; auch die einzelnen alten Brüder sind mir unvergeßlich. Im Frühjahr 1844 kehrte ich ins Elternhaus zurück, um mich auf die im nächsten Jahre mir bevorstehende Lehrgehilfenprüfung vorzubereiten. Schon im Dezember mußte ich unvermuteterweise Stellvertreter für einen kränklichen Lehrgehilfen in dem benachbarten G r a f e n - b e r g werden. An meinem Schullehrer hatte ich einen wackeren, gläubigen Prinzipal; auch über die Kost hatte

ich nicht zu klagen. Der Aufenthalt in Grafenberg dauerte übrigens nur einen Monat.

Im Januar 1845 wurde ich nach H ü l b e n , in den lieben Heimatort, als P r o v i s o r berufen. Und ich wurde wieder ganz Kind im Elternhause. Meine Besoldung ließ ich meinen Vater einnehmen. Hatte ich Geld nötig, so wurde es mir, ohne daß ich darum bat, gereicht. Im Familienkreis hatten wir eine gar liebliche Zeit. Als auf den Wunsch der Mutter die Schwester Wilhelmine von Korntal nach Hause zurückkehrte, waren alle 6 Kinder wieder daheim. Da hallte unser Haus oft wider von Gesang und Musik. In diese Freude hinein kam dann aber eine große Trübung: die Krankheit und der Heimgang der lieben Mutter im Jahre 1847.

Mein Vater ging nach der Mutter Tod mit gewohnter Treue all seiner Arbeit nach; da und dort merkte man aber doch die Spuren des Alters. Ein stilles Heimweh nach der entschlafenen Mutter hat ihn nie mehr verlassen, ja wurde wohl die Mitursache seines eigenen baldigen Todes. Nach der Unruhe des Sonntags war er oft abends recht müde. Er hätte dann gerne gesehen, wenn ich in der Abendstunde für ihn eingetreten wäre. Ich aber war zu schüchtern dazu, und jetzt noch darf ich mich damit trösten, daß der liebe Heiland sein Lehramt auch erst im 30. Jahr begonnen hat. Mußte ich, wenn der Vater verreist war, dennoch für ihn einstehen, so las ich eine Predigt vor, und die Brüder beteten vor und nach der Versammlung.

Im Jahre 1848 mußte ich mich bei der S o l d a t e n a u s h e b u n g in Urach einstellen. Mein lieber Vater begleitete mich hinunter; mit meinen singenden und johlenden Altersgenossen wollte ich nicht gehen. Ich zog die Losnummer 102, hätte demnach Soldat werden müssen, wenn ich nicht als Lehrer frei geworden wäre.

Dazumal wurden alle Lehrer ohne Musterung frei. Während jener Zeit wurde ich für einige Wochen als Hilfslehrer zu dem erkrankten Schullehrer in N e u h a u s e n a. d. Erms berufen. Für mich war der Aufenthalt dort gewinnreich. Der Prinzipal, ein feiner Mann, unverheiratet, war ein Muster von Ordnung, wie sich wenige finden werden. In der Schule wollte er immer der Erste sein, kein Schüler sollte vor ihm ins Klassenzimmer treten; das führte er auch durch und hätte lieber sein Frühstück stehen lassen, als daß er seinem Grundsatz untreu geworden wäre. In seinem Hauswesen und in seiner Schule herrschte peinlichste Ordnung; sein Unterricht war außerordentlich gründlich und lehrreich. Auch in der Versammlung in Neuhausen hatte ich reichen Gewinn und Segen. Doch kehrte ich nach der kurzen Unterbrechung gerne wieder ins Elternhaus zurück.

Bald darauf, im Jahre 1849, brach für unsern V a t e r der letzte Winter an. Er versah zwar noch das Schulamt, besuchte auch die Monatsstunden und hielt die hiesigen Versammlungen. Aber die Kräfte nahmen zusehends ab. Am 12. Juni 1850 durfte er eingehen zu seines Herrn Freude.

Nun wurde ich zunächst Stellvertreter in Amt und Schule; dazu erhielt ich am 20. Juni einen Lehrgehilfen zur Unterstützung. Die Besorgung des Lehramts machte mir wenig Sorge; aber der Blick darauf, daß ich nun als Nachfolger meines Vaters auch die S t u n d e n halten und leiten sollte, bereitete mir viel Sorge und Kummernisse. Es war auch nicht leicht, den Heimgegangenen zu ersetzen. Er hatte eine besondere Gabe lieblich zu reden und die Wahrheiten des Reiches Gottes durch Erfahrungen und Erlebnisse recht eindringlich zu machen; besonders konnte er meisterhaft erzählen. Da wäre ich oft

lieber nach Amerika ausgewandert oder Stallknecht in einem Wirtshaus geworden. Den Propheten Jona, „der floh vor dem Herrn“ (Jona 1, 3), konnte ich wohl verstehen. Da tröstete mich einmal eine Verwandte mit den Worten: Es heißt ja öfters im Alten Testament: „Dieser oder jener König starb, und sein Sohn ward König an seiner Statt.“ Und der alte Onkel Barner von Korntal sagte zu mir: „dein Vater hat Christian Friedrich geheißen und du heißt Johann es. Nun mußt du nur nicht meinen, du müßtest der ‚Christian Friedrich Kullen‘ sein, sondern bleibe du der ‚Johannes Kullen‘. Ein jeglicher diene mit der Gabe, die er empfangen hat (1. Petr. 4, 10).“ Das nahm ich mir zu Herzen, und es ging bald auch besser als ich erwartet hatte.

Im Jahr 1850, noch im Herbst, machte ich meine zweite D i e n s t p r ü f u n g in Stuttgart. Onkel Barner meinte, ich solle sie nicht aufschieben; die Behörde habe mich in so jungen Jahren schon zum Schulamtsvorsteher gemacht, nun sollte ich meinen Dank abstatten durch schnelle Erledigung meines Examens. Bei meiner sehr unzulänglichen Vorbereitung ging ich nicht ohne Bangen in die Prüfung hinein. Die Anforderungen waren auch nicht leicht; aber der Helfer in aller Not stand mir freundlich und gnädig bei. Ich bestand das Examen und erhielt ein recht ordentliches Zeugnis.

Ich konnte nun ungehindert mit allen Kräften in die reiche Arbeit in Hülben eintreten und mich auch ganz dem Segen hingeben, der aus dem Kreis so mancher wackeren Brüder erwächst. Die Versammlungen nahmen ihren geregelten Fortgang. Schon der Großvater hatte am R i r c h w e i ß m o n t a g für die jungen Leute eine besondere Versammlung eingerichtet, damit sie auch etwas hätten, wenn andere sich bei Tanz und Gelag vergnügten.

Diese besteht heute noch und wird aus nah und fern immer zahlreich besucht.

Als Schulamtsverweser hatte ich auch G r a b r e d e n für Kinder und Erwachsene zu halten. In der Regel verfertigte ich solche ungern, besonders für erwachsene Personen, was auch nicht leicht ist, da solche oftmals durch Trunksucht, Roheit u. a., Ärgernis in ihrem Leben gegeben haben. Ich sprach aber mehr zu den L e b e n d e n als über die Toten. Es wäre vielleicht auch gut, wenn an Gräbern nur im Kirchenbuch vorgesehene Gebete oder Bibelworte vorgelesen würden. Daß man allerdings auch bei Unbekehrten manchmal ein Lob anfügen kann, ersieht man aus der „Totenklage“ des Mannes Gottes David, die er in einem schwungvollen Gesang dem armen König Saul hielt. Er rühmte nicht seinen Glauben, seine Frömmigkeit, aber seine Tapferkeit und seine Heldentaten. (2. Sam. 1, 19—27.)

Bei Trauungen mußte ich nach dem kirchlichen Gottesdienst die H o c h z e i t s r e d e n auf den Staffeln der Wirtshäuser halten, in welchen das Hochzeitessen stattfand (daher „Staffelrede“). Bei regnerischer oder winterlicher Witterung sprach ich in der Wirtsstube. Dieses Nebenamt war mir auch unangenehm; namentlich war mir dabei der Umstand peinlich, daß ich nach der Rede im Wirtshaus zu Mittag essen mußte. Man zwang mich zwar nicht dazu; aber ich wollte es auch den Wirten zuliebtun, die ich sonst das ganze Jahr hindurch nicht besuchte. Lieber aber hätte ich dafür Steine geklopft oder Futter in der Scheune geschnitten oder im Garten gearbeitet. Ich bin dem Herrn dankbar, daß dieser Brauch sich jetzt aufgelöst hat.

In den fünfziger Jahren gab es bekanntlich viel magere Ernten, und die A r m u t drückte oft hart auf viele

Familien. Wir selbst hatten zwar das tägliche Brot; unsere (meist schwachsinigen) Kostgänger, die auch nach dem Tod des Vaters bei uns blieben, bezahlten ziemlich gute Kostgelder, was meiner bescheidenen Amtsverwesereibefoldung zugute kam. Aber die Not anderer ging mir sehr zu Herzen und weckte in mir eine priesterlich-fürbittende Gesinnung, die ich sonst nicht so bekommen hätte.

Eine solche fand ich in ganz hervorragendem Maße bei dem alten, in den Hahnschen Gemeinschaftskreisen hoch angesehenen Schulmeister **R o l b** in Dagersheim, den ich im Herbst 1855 von Korntal aus einmal besuchte. Fast hatte ich Furcht; denn ich erwartete etwas Besonderes, eine Art „päpstliche Hoheit“, in ihm zu finden. Aber ich hatte mich nicht wenig getäuscht. Der liebe Greis war, obgleich er an Kopfschmerzen litt, sehr demütig, herablassend und brüderlich gegen mich jungen Mann und erzählte mir viel aus seiner seelsorgerlichen Erfahrung wie auch aus seinem Schulleben. Überall trat mir eine seltene Berufstreue, Aneignenüßigkeit und brüderliche Liebe entgegen, so daß ich seinen ehemaligen Lehrgehilfen **B e n z i n g e r**, späteren Rektor des Ev. Töchterinstituts in Stuttgart, verstehen lernte, der zuerst ganz ablehnend gegen die Richtung seines Lehrherrn sich verhielt, aber bald von ihm völlig umgestimmt wurde und sich sagte: „Wenn der Pietismus solch wackere Männer bildet, so will ich auch ein Pietist werden.“*)

Am 16. April 1859 starb unser geliebter und verehrter Onkel **B a r n e r** in Korntal. Nicht lange nachher erhielt ich von Pfarrer **Staudt** die Anfrage, ob ich nicht der **N a c h f o l g e r** des Heimgegangenen, also Hausvater an

*) Vergl. **Schulmeister Rolb von Dagersheim** (1784 bis 1859.) Ein Charakterbild aus den Hahnschen Gemeinschaftskreisen Württembergs. 48 S. Quell-Verlag Stuttgart.

der Korntaler Kinderrettungsanstalt werden wollte. Zu solchem Berufe hätte ich aber gar nicht gepaßt, und doch wollte ich die Sache auch nicht unüberlegt wegschieben, da es immerhin zweifelhaft war, ob ich für die hiesige Schulstelle ernannt werde. Die Amtsverweserei hatte ungefähr 9 Jahre gedauert, und ich war inzwischen 32 Jahre alt geworden; aber zu jener Zeit gab es unständige Lehrer, die noch älter waren, ehe sie eine Schulmeisterstelle erlangen konnten. Auch war bekannt geworden, daß ich unter meinen Kollegen, die sich um die hiesige Schulstelle bewarben, der jüngste sei, so daß ich mir nicht viel Hoffnung auf die Stelle machen konnte. — Was geschah aber? Am 25. Mai, morgens zwischen 2 und 3 Uhr, wurde ich vom Schlaf erweckt durch den Gesang „Nun danket alle Gott“. Eine Anzahl unsrer Ortsgenossen hatte sich im Garten eingefunden, um mit ihrem Gesang mir kundzutun, daß ich in der gestrigen Sitzung des Konsistoriums zum Sch u l m e i s t e r hier ernannt worden sei. Die Haustür und mein Schulzimmer wurden von den Hülbern in rührender Weise mit Kränzen und Inschriften großartig geschmückt. Da hieß es: „So führst du doch recht felig, Herr, die Deinen.“ Ich war jetzt der fünfte Lehrer, der aus der Familie Kullen hier in Hülben sein dauerndes Arbeitsfeld bekam. Mit Korntal war nun selbstverständlich die Sache entschieden. Dorthin wurde Christian M u n d l e von Magstadt berufen. Er war ein tüchtiger, fleißiger Schulmann und seinem Charakter nach einer Armenanstalt mit allem was daranhängt, auch der großen Ökonomiearbeit, wohl gewachsen. Die zweite Tochter seines Vorgängers Barner wurde seine Gattin und Gehilfin, und da sie in der Anstalt aufgewachsen war, kannte sie deren Verhältnisse durch und durch.

Noch zwei Erlebnisse aus dieser Zeit stehen mir in

freundlicher Erinnerung. Im Jahr 1857 war es mir vergönnt, eine kleine Reise in die Schweiz zu machen, wo ich mit dem Schwager Bubeck aus Basel den Rigi bestieg, dessen großartige Aussicht auf die Hochalpen mein Herz zu anbetendem Lobpreis ihres Schöpfers stimmte. Sodann machte ich im September 1860 mit zwei lieben Verwandten eine Reise das entzückende Rheintal hinunter nach E l b e r f e l d. Hier fand gerade der große R i r c h e n t a g statt, der uns sehr viel geistige und geistliche, erbauliche und gesegnete Anregung bot. Eine ganze Reihe gesegneter Zeugen Gottes lernten wir in jenen Tagen kennen, daneben auch das eigenartig entwickelte christliche Leben im Wuppertal.“

So weit reichen die Aufzeichnungen des heimgegangenen Johannes Kullen.

Mittlerweile war er 38 Jahre alt geworden, und nachdem auch die letzte Schwester, Therese, sich verhehelicht hatte (1865), wurde er schon durch die äußeren Verhältnisse gedrängt, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Er wurde aufmerksam gemacht auf P a u l i n e, die Tochter des frommen Oberamtstierarztes H e r r m a n n in Münsingen, welche ihm auch von Monatsstunden her nicht ganz unbekannt war. Aber längere Zeit zauderte er, um ihre Hand zu werben, bis eines Tages, an einem winterlichen Sonntagmorgen, „völlig unerwartet und unbestellt“ Bruder K a r l von Beuren, der alte Hausfreund, dahermarschiert kam und kurz und entschlossen zu ihm sagte: „Jetzt wollen wir nach Münsingen gehen und die Sache ins reine bringen.“ „Ich schloß mich ihm an“, erzählte Kullen nachher, „und das Prophetenwort fiel mir dabei ein: ‚Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor dir her den Weg bereiten soll‘ (Mal. 3, 1). Die beiden wurden in Münsingen auch freundlich aufgenommen, und als Kullen die

beiden Bedingungen bei der Brautwerbung stellte: 1. seine Frau müsse mit ihm entschieden den Weg zum Leben gehen, und 2. er wolle als Christ nichts zurücklegen, so-



Johannes Kullen (1827—1905)

lange er Not um sich her sehe, so war die Familie ganz einig damit. Pauline gab ihm die Hand zum Jawort; man betete hierauf knieend miteinander, und als ein „glücklicher Bräutigam“ durfte Kullen die Heimreise antreten.

Am 6. Februar 1866 fand unter großer Beteiligung

der Freunde von nah und fern die Hochzeit in Hülben statt, wobei beim festlichen Mahle viel gute Worte geredet wurden. Die Brüder sagten dem jungen Ehemann, er habe ein doppeltes Erbe zu verwalten: die Schule und die Gemeinſchaft. Das hat er dann auch gewissenhaft getan, und die Gattin war ihm allezeit eine treue Gehilfin dabei. Man durfte überhaupt das Wort im „Lob des tugendſamen Weibes“ (Sprüche Sal. 31, 12) auf ſie anwenden: „Sie tut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang.“ Andererseits konnte auch der ſpättere Schwiegerſohn, Pfarrer Dr. Buſch, bezeugen: „Kullen war und blieb ſtets gegen ſeine Frau ein ritterlicher Mann. Er war der Anſicht, daß der Mann auch darin ſein Chriſtentum beweifen müſſe, daß er der Frau helfe, ihre mannigfachen und ſchweren Laſten zu tragen. Wie rührend half er bei der Pflege der kleinen Kinder; wie diente er im Hauſe bis ins hohe Alter in kleinen und großen Dingen!“

Nachdem Mutter Kullen erſt voriges Jahr (1921), 16 Jahre nach ihrem Mann, heimgegangen iſt, fügen wir hier nach Aufzeichnungen der Tochter Johanna ein kurzes Lebensbild von ihr ein.

Pauline K. wurde geboren den 11. November 1841 zu Münsingen auf der Alb als die Tochter des dortigen Oberamtstierarztes Auguſt Friedrich Hermann und ſeiner Ehegattin Eliſabeth Barbara, geb. Krehl. Der Vater war ein fein gebildeter, allgemein geachteter Mann und ebenſo die Mutter eine geiſtig hervorragende, charaktervolle Frau. Letztere betrieb auch eine Gaſtwirtſchaft (ſog. „Herren-Wirtſchaft“), und Pauline mußte ihr von klein auf in allen Geſchäften tüchtig an die Hand gehen. Nach einer längeren, ſchweren Krankheit wagte die junge Frau den Schritt, ſich der Gemeinſchaft

in Münsingen anzuschließen, und bald folgte ihr auch der Mann hierin. Das erregte natürlich im Städtchen kein geringes Aufsehen; aber die beiden ließen sich dadurch nicht irremachen, sondern blieben zeitlebens der „kleinen Herde“ treu. Auch die Tochter zeigte von ihrer frühesten Jugend an eine aufrichtige Liebe zu Gottes Wort, besuchte nach ihrer Konfirmation die „Mädlesstunde“ und blieb ihrem Heiland auch in versuchungsvollen Lagen treu, z. B. als sie mit 15 Jahren das Kochen in der „Post“ zu Urach lernte und bald hernach auf Schloß Ehrenfels bei Zwiefalten, wo ein ganz weltlicher Ton herrschte, die dortige kranke Verwaltersfrau zu pflegen hatte. Ein freundliches Erlebnis war für sie, als sie einmal mit ihrer Schwester eine Festzeit in R ö n i g s f e l d mitfeiern durfte. Das Leben der dortigen Brüdergemeinde in ihrer geschwisterlichen Liebe und Eintracht erschien ihr wie ein „Stück Himmel auf Erden“. Durch Gottes freundliche Führung sollte sie später in ähnliche Verhältnisse kommen.

Verschiedene Heiratsanträge, die ihr, der hübschen, allgemein beliebten Jungfrau, gemacht wurden, wies sie aus zartem Taktgefühl ab, bis in J o h a n n e s R u l l e n der rechte Freier erschien. Dieser sagte sich: „Wenn eine Tochter aus christlichem Hause in die Stunde geht, so ist das nichts Besonderes; aber wenn aus einem Gasthaus heraus eine Jungfrau so entschieden den schmalen Weg auffucht, so muß das etwas Eigenes und Edles sein.“ Auf irdisches Gut sah er dabei nicht, wie er später bei der Teilung bewies; aber die stille, feine Art von Pauline, mit „wenig Worten und viel Kraft“, fern von aller Heuchelei und frommen Geschwägigkeit, war ihm köstlich und unbezahlbar. Diese hinwiederum erkannte und pries es als das größte Glück ihres Lebens, die Gattin von Johannes Rullen geworden zu sein. Seine herzlich

milde Art, sein fröhliches, echt evangelisches Christentum zog sie je länger je mehr an, gerade auch deswegen, weil sie in ihrer Jugend mehr unter dem Gesetz gestanden war. Besonders die ersten Jahre ihres Ehestandes waren voll sonniger Heiterkeit, wozu nicht wenig eine fromme, getreue Magd, das B ä b e l e von Böhlingen, mit ihrer stets unverdrossenen Arbeitswilligkeit beitrug. Bald kamen aber auch schwere, durch mancherlei Krankheiten und Sorgen aller Art getrüübte Jahre, und als das Kinderhäuflein wuchs, ging die Arbeit oft fast über ihr Vermögen. Da schrieb sie einmal in der Morgenfrühe eines Sonntags in ihr Tagebuch den Vers:

Herr, laß das laute Werktagstreiben
 nicht dringen in mein Herz hinein;
 in mir laß dennoch Sonntag bleiben,
 in mir laß dennoch Stille sein. . . .

Doch sie konnte das Lied nicht ganz zu Ende schreiben; denn Gäste kamen und manch andere Anforderungen stellten sich ein, so daß es doch eine rechte Unruhe gab. Aber obwohl sie von Natur mehr einen Mariensinn als einen Marthageist hatte, so nahm sie doch gern alle Lasten einer Hausfrau auf sich, wenn es galt, Besucher aus nah und fern zu bewirten und zu beherbergen. Viele derselben, sofern sie echte Kinder Gottes waren, brachten doch auch manchen geistlichen Segen ins Haus, und ein alter Bruder rühmte einmal, daß er sie bei aller Strenge nie anders als f r e u n d l i c h gesehen habe. Sie legte auch ihrem Mann nie etwas in den Weg, wenn er auswärts zu Bräuderbesuchen und Gemeinschaftskonferenzen ging, und sagte einmal zu einer Tochter, als diese ihren Mann zu solchem Zweck nicht reisen lassen wollte: „Laß deinen Mann gehen! Aus unserem Vater wäre das nicht geworden, was er war, wenn er nicht so viel gereist wäre.“ Überhaupt

machte sie allezeit Ernst mit der apostolischen Mahnung: „Einer trage des andern Last“ (Gal. 6, 2), und vor allem für bedrängte Gemeindeglieder hatte sie stets ein teilnehmendes Herz und eine hilfreiche Hand.

Es meinte einmal jemand: Gott habe die Familie Kullen von eigener Not verschont, weil sie immer anderer Leute Not auf sich genommen habe. Das traf aber nur teilweise zu; denn auch im eigenen Hause kehrte jahrelang viel Kreuz und Trübsal ein. Der bitterste Schmerz war wohl für beide Eltern, daß ihr ältester Sohn *H e r m a n n*, infolge Sichter (schwerer Gehirnrämpfe), die ihn in seiner Kindheit befielen, dauernd geistig abnorm blieb. Zwar wuchs er äußerlich zu einem stattlichen, hübschen Jüngling heran und wurde auch zum Militär eingezogen, wo man ihn recht schonend und rücksichtsvoll behandelte. Aber nach einem Jahr mußte er wieder entlassen und später in die Heilanstalt Winnental verbracht werden, wo er 1916 mit 45 Jahren starb.

Als im Jahre 1905 der Vater nach langem, beschwerlichem Leiden heimging, da ging auch für die Mutter die Sonne ihres Lebens unter. Dazu erlosch in ihrem Alter ihr Augenlicht, was ihr besonders deswegen schmerzlich war, weil sie jetzt nicht mehr ihre geliebte Bibel wie auch die Schriften eines Roos, Rieger, Hartmann, Kapff und anderer Gottesmänner lesen konnte. Doch wurde ihr von ihren Kindern viel vorgelesen, und endlich wollte sie nichts anderes mehr als Gottes Wort hören. Als ihr in ihren letzten Lebenstagen die *W a s s e r s u c h t* entsetzliche Atemnot bereitete und der befreundete Arzt ihr Morphium zur Linderung in Vorschlag brachte, da sprach sie entschieden: „Nein, solange ich lebe, nur *G o t t e s W o r t!*“ Darauf sagte dieser bewegten Herzens: „Ja, Tante, das ist auch viel besser.“ — Ein Verwandter aus München be-

richtet aus ihrem Alter über sie: „Zu Lebzeiten ihres Gatten trat sie ganz und gar hinter diesen zurück. Wenn aber nach dessen Tod auch ihr Sohn Albrecht als Familienhaupt den Platz des Hausvaters einnahm, so war sie doch der eigentliche M i t t e l p u n k t im Kreise der zahlreichen Familie, und auf die Freunde von nah und fern machte die blinde Frau in ihrem Stuhl, deren geschickte Hände unermülich den feinen Faden am Spinnrad drehten und die ab und zu ein vortreffliches Wort ins Gespräch einwarf, einen erhebenden Eindruck. Ein Fremder, der einmal zufällig vorsprach, verglich die würdige Greisin mit einer „alttestamentlichen Patriarchin“. — Stets nahm sie auch regen Anteil an den Zeitereignissen, besonders dem großen Krieg, der ihr mütterliches Herz tief bewegte. Für die treue Fürsorge, die sie von ihren Angehörigen erfahren durfte, war sie voll Dankbarkeit, blieb auch stets gefaßt und geduldig in ihrem Leiden. „Ich glaube,“ schreibt eine ihrer Töchter, „man konnte kaum irgendwo eine so z u f r i e d e n e , geistig lebendige alte Frau finden wie die b l i n d e M u t t e r R u l l e n.“ Manchmal, wenn sie vor Bangigkeit und Atemnot sich kaum noch zu helfen wußte, brach sie in die Worte des 103. Psalms aus: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen“ usw., und dieses Lob Gottes stärkte sie dann wunderbar und machte das Leiden ihr wieder leichter und erträglicher.

Endlich am 3. Juni 1921, im 80. Jahr ihres Pilgerlaufs, schlug die Stunde ihrer Erlösung. Der Herr, dessen Barmherzigkeit sie noch mit ihrem letzten Wort angerufen hatte, schenkte ihr ein sanftes Eingehen in die ewige Ruhe. Nun gilt von ihr, was der Prophet sagt: „Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan werden . . . und die Erlösten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion

kommen mit Jauchzen. Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen“ (Jes. 35, 5. 10).

Beider Eltern schönstes Erdenglück war der reiche Familienkreis, der sich mit der Zeit um sie her bildete. 8 Kinder wurden ihnen geschenkt, 3 Söhne und 5 Töchter, die sie alle großziehen durften. Der zweite Sohn Albrecht wurde der Nachfolger des Vaters im Schulamt. Auch der dritte Sohn Paul ist seit 1905 Lehrer in Hülben; ebenso wohnen die beiden älteren Töchter dort, während die drei jüngeren auswärts eine neue Heimat und eigene Häuslichkeit gefunden haben. Über die Erziehung der Kinder schreibt der Schwiegersohn, Pfarrer Dr. W. Busch: „Die Kinder wurden auferzogen im alten schlichten Geist und Sinn des Schulhauses, mußten schon frühe Arbeit und Unruhe des bewegten Haushaltes tragen helfen; aber sie alle sind so erzogen worden, daß sie das Schulhaus, das liebe, alte, für den schönsten Platz auf Erden halten. Beide Eltern waren den Kindern ganze Autorität, nicht durch viel Ermahnungen, sondern durch ihren Wandel, den sie vor ihren Kindern führten. Kullen war bei den Kindern sehr für viel Freiheit. Er wollte nicht das haben, was man wohl „Musterkinder“ nennt; im Gegenteil meinte er, es sei ganz natürlich, daß bei Kindern in ihrer Jugend auch Unarten herauskämen, und da sei es ihm lieber, diese Unarten kämen im Elternhaus zum Vorschein als bei fremden Leuten. Die Frucht solcher Erziehung war auf seiten der Kinder ein herzliches Vertrauen und ein williger Gehorsam. Dazu half auch die zarte, feine Art, in der beide Eltern mit ihren Kindern umgingen. Wenn Kullen einem derselben etwas zu sagen hatte, so konnte er gelegentlich

bei der Betrachtung von Gottes Wort eine Bemerkung machen, die sonst kaum jemand beachtete, die aber dasjenige, dem sie galt, sehr wohl verstand und beherzigte.“ Wir fügen dem bei, was eine Tochter über die Mutter als Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder mittheilt: „Auch sie verstand es, den Kindern eine fröhliche, glückselige Jugend zu bereiten. Vorbildlich war Mutter Kullens Kinderpflege. „Was man im ersten Jahr an den Kindern tut, haben sie lebenslang zu genießen,“ pflegte sie zu sagen. Es war ihr keine Last — nein, eine Lust und ein Genuß, ihre Kindlein zu stillen, sie zu waschen und in die Luft zu fahren, und sie nahm sich Zeit dazu. An den Kindern durfte nichts versäumt werden; lieber ließ sie sonst irgend etwas liegen. Auch die innere Pflege der Kinder lag ihr sehr am Herzen. Oft, während sie die Kleinen kämmt, erzählte sie ihnen biblische Geschichten oder auch sonst etwas, was ein Kindesherz erfreut. Am allerweitesten hat sie ihr Haus und Herz ihren verheirateten Kindern und den 22 Enkeln aufgetan, und mit besonderem Dank und Stolz auch das Arentkelein auf den Schoß genommen, das sie noch erleben durfte. Jedes Jahr durften die Enkelkinder in Scharen nach Hülben kommen, das für sie alle ein wahres Jugendparadies war. Auch die erwachsenen eigenen Kinder erholten und stärkten sich körperlich und geistig immer wieder in der alten Heimat.

Wie der Vater Christian so hat auch der Sohn Johannes stets den Frieden geist im Hause gepflegt. Da klang und sang es fast den ganzen Tag, und auch wenn man aufs Feld oder in den Wald hinauszog, ließ man gern frohe Lieder zum Lob des Herrn erschallen. Das ganze Tagewerk wie auch die Freizeit war aber geheiligt durch Wort Gottes und Gebet. Kullen konnte so recht nach Luthers Anweisung mit Gott reden „wie die

lieben Kinder mit ihrem lieben Vater“. Überhaupt ist er zeitlebens ein *K i n d* im besten Sinn des Worts gewesen.

Ein herzlich Wesen und Rindlichkeit
war seine Zierde zu aller Zeit.

Das machte ihn „Gott gefällig und den Menschen wert“ (Röm. 14, 18).

Besonders war er auch bei seinen *S c h ü l e r n* durch sein freundliches, sonniges Wesen beliebt. Kullen war mit Leib und Seele „*S c h u l m e i s t e r*“. So nannte er sich am liebsten und ließ sich auch gern von andern so nennen — nicht bloß „Lehrer“. Ein Schul„meister“ ist auch wirklich mehr als ein bloßer Lehrer; er ist vor allem ein Meister in der Erziehung. Noch in seinem 78. Jahre, bis etwa 5 Wochen vor seinem Tode, schleppte er sich mit seinem gebrechlichen Körper in die Schulstube hinunter, weil er sich hier so recht in seinem Elemente fühlte. Es ging ihm nicht wie jenem Amtsgenossen, von dem er manchmal schmerzlich lächelnd erzählte, daß er seine Zuruhesetzung mit den Worten ausgedrückt habe: „Schließ zu die Jammerpforten.“ Bei ihm hieß es aber auch, wie in den Sprüchen Salomos (15, 2) steht: „Der Weisen Zunge macht die Lehre lieblich.“ Vom Vater hatte er die Gabe anschaulicher, frischer Erzählung geerbt, die er vor allem in der Behandlung der biblischen Geschichte, seines liebsten Faches, bewährte, mit der er aber auch durch die mannigfaltigsten Geschichten aus Natur und Menschenleben seinen Unterricht würzte. Auch die einfachsten Vorgänge des Alltagslebens wußte er als Gleichnisse in geistliche Beleuchtung zu rücken und für Herz und Gewissen fruchtbar zu machen. Hören wir darüber eine Stimme aus dem Familienkreis. Der Münchener Verwandte schreibt: „Mir war der Onkel Johannes in Hülben, wohin ich seit 1868 regelmäßig kam, der Jubegriff von *H e r z e n s g ü t e*, und

trotz seines strengen Christentums die Verkörperung verstehender und verzeihender Liebe. Als Kind schon und auch später noch ergöhten mich seine Geschichten, die er vortrefflich erzählte. Ebenso Geist als Charakter bildend war für uns Kinder die Nutzenwendung, die er am Schluß daraus zog oder auch uns selber ziehen ließ, und die oftmals den eigentlichen Höhepunkt der Erzählung darstellte. Er verstand es, allgemeine Lebensregeln in heiterer Form auszusprechen, und im schmucken Gewande eindrucksvoller Erzählungen wirkten sie auf das kindliche Gemüt viel stärker als bloße, nüchterne Belehrung. Unvergeßlich ist mir so beispielsweise sein Hinweis auf das Alte Testament mit seiner Vorschrift der Abgabe des *Zehnten* geblieben, die nach seiner Meinung jeder Christ als Mindestsatz für Wohlfahrtsausgaben einhalten sollte.“ Öfters wurde Rullen darum auch nach auswärts zu *Jahresfesten* von Kinderanstalten gerufen, und die Augen der Kleinen leuchteten immer, wenn er sich mit ihnen unterredete. So herzlich und liebevoll sprach doch sonst kaum jemand mit ihnen.

So fleißig er aber auch mit seinen Schülern das Wort Gottes trieb, so hütete er sich doch sehr vor Überladung mit Memorieraufgaben, womit man leicht ihnen, wie er öfters sagte, „die Religion zum Abscheu machen könne“. Besonders in der Erlernung des Katechismus, den er im allgemeinen als zu schwer für Kinder hielt, war er sehr nachsichtig den Schwachen gegenüber. Verbieten wollte er nur, was unrecht und sündig war; sonst ließ er den Schülern *möglichst viel Freiheit* untereinander wie auch im Verkehr mit ihm selber, ohne daß dabei die Zucht notgelitten hätte. — In einer Lehrerversammlung hörte ich ihn einmal folgendes erzählen: „Ein Schüler sagte unlängst mitten im Unterricht zu mir: ‚Herr Lehrer, Sie sind da

w e i ß an ihrem Rock!' ,So, puß es weg, und jetzt bekommst du eine Stahlfeder dafür.' Wie da der Knabe strahlte!" Ein andermal bemerkte er zu einem Jungen, der sehr lange, wirr auseinanderstehende S a r e hatte, es wäre wohl Zeit, daß er sie sich wieder schneiden ließe. Schlagfertig erwiderte ihm dieser darauf: „Des stoht uf mei'm Zehnta“ (das steht auf meiner Markung). Mancher Lehrer hätte sich über diese Antwort entrüstet, nicht so Kullen. Er lächelte bloß und sagte: „Hast ganz recht; 's war auch nur ein guter Rat von mir.“

Ein für Kullen bezeichnender Fall ist mir auch noch aus seinen eigenen Worten in Erinnerung. Er erzählte: „Eines Tags werde ich durch Anklopfen aus meiner Schule in die Flur hinausgerufen, wo ein W e i b , eine frühere Schülerin von mir, steht und mich sofort mit den erregt gesprochenen Worten empfängt: ‚Solche dumme Sachen, wie Sie machen, hat Ihr Vater nicht gemacht!‘ Nun meinen lieben Vater konnte ich mir schon vorhalten lassen; aber das Weib überschüttete mich jetzt mit einem wahren Guß von Vorwürfen und Beleidigungen, daß ich gar nicht zu Worte kommen konnte. Und warum denn? Weil ich ihren Buben wegen Faulheit hatte n a c h - s i ß e n lassen, während die Mutter zu Hause für eine dringende Arbeit ihn erwartete. Da ich ganz in meinem Recht gewesen war, schwoll mir endlich auch die Zornesader, und es zuckte schon in meiner Hand, ihr eine gehörige Ohrfeige zu geben. Doch ich besann mich eines Bessern und sagte ganz ruhig zu ihr, als sie sich endlich ausgeleert hatte: ‚Sophie, erst vor ganz kurzer Zeit sagte ich (der Wahrheit gemäß) zu meiner Frau: Du, Sophie, seiest das f l e i ß i g s t e W e i b in unserer ganzen Gemeinde. Ich begreife darum ganz wohl, daß du über das Ausbleiben deines Sohnes recht böß geworden bist.' Plötzlich war die

Erregte wie ein umgekehrter Handschuh und bat freundlichst: ‚Herr Schulmeister, nehmen Sie mir’s nicht übel; es war nur so ein geschwindes Aufbrausen.‘ ‚Ach, was werde ich’s übelnehmen!‘ entgegnete ich ihr, und wir schieden im besten Frieden auseinander. Hätte ich ihr die Ohrfeige verabreicht, so wäre ich wahrscheinlich vor Gericht und vielleicht gar ins Gefängnis gekommen; jedenfalls aber hätte jenes Weib von mir denken und sagen können: ‚Der kann schön vom Sinn Christi reden; aber handeln tut er nicht darnach.‘ So ließ mich aber Gott unter der Bucht seines Geistes auch einmal ‚einen Schuß ins Schwarze‘ tun, während ich in meinem Leben so oft auch daneben geschossen habe.“

In ehrlicher Aufrichtigkeit konnte er an seinem Lebensabend bekennen: „In meiner Schularbeit habe ich weniger Schulden als in der Gemeinschaftspflege; ich habe mein Amt mit Fleiß ausgerichtet. Auch war ich milde gegen die Kinder und habe ihnen nicht wehetun wollen. Doch auch da habe ich Schulden: ich habe nicht so viel geleistet, wie ich sollte. Aber wenn man für eine Sache durchaus eingenommen ist, so kann man außerordentlich viel leisten.“

Wie Kullen ein väterlich treubeforgter Freund seiner Schüler war, und manchem schwachbegabten Kinde freiwillig Nachhilfestunden gab, so umfaßte er auch mit herzlicher Liebe den ganzen *L e h r e r s t a n d*. Gerne diente er bei den Konferenzen mit seiner reichen Erfahrung im Schulleben, und aufmerksam wurde ihm stets dabei zugehört. Anerschrocken und mannhaft trat er auch für berechnigte Forderungen seines Standes ein: für eine auskömmliche Befoldung, möglichste Bewegungsfreiheit in methodischer Beziehung, milde und verständnisvolle Beaufsichtigung u. dergl. Durchaus ablehnend aber verhielt

er sich gegen den modernen Geist des Unglaubens und der Bibelkritik, von dem er zu seinem Leidwesen viele seiner Amtsgenossen angesteckt sah. In weiten Kreisen der Lehrerwelt, besonders aber im Verein evangelischer Lehrer Württembergs, zu dessen Ausschuß er jahrelang zählte, war er, gerade in seiner Eigenart, aufs höchste geliebt und geschätzt, und vor allem die jungen Lehrer, die das Glück hatten, von ihm auf den Schuldienst vorbereitet zu werden, bewahrten ihm zeitlebens die dankbarste Erinnerung.

Kullen hatte so gar nichts von der neuerdings so vielfach beliebten und geübten geistlichen Aufdringlichkeit an sich, die den Leuten gleichsam die Pistole auf die Brust setzt und sie zur Bekehrung zwingen will; er glich vielmehr dem still wärmenden Ofen, an den die Leute von selber näher heran rücken, wenn's um sie her kalt ist.

Er selber suchte sich aber auch durch Anlehnung an andere zu stärken und zu erbauen. Fleißig las er die Schriften der alten, bibelfesten Schwabenväter, unter denen er besonders R. H. Nieggers „Betrachtungen zum Neuen Testament“ schätzte. Er vergaß auch nicht, daß durch einen Pfarrer (Fricker in Dettingen a. E.) das geistliche Leben in der Familie geweckt worden war, und mit vielen Geistlichen der Umgegend wie besonders auch mit den verschiedenen O r t s p f a r r e r n , die er nacheinander erlebte, stand er in brüderlich-herzlichem Verkehr, und übernahm manchmal auf ihr Ersuchen eine Kinderlehre oder eine Betstunde in der Kirche für sie. Er war ein treues Glied seiner K i r c h e n g e m e i n d e , ein aufmerksamer Zuhörer der Predigt, ein gewissenhafter Organist, lange Jahre auch Mitglied des Kirchengemeinderats, als welcher er nicht bloß an den äußeren Verwaltungsgeschäften sich beteiligte, sondern auch fleißig Kranken- und Armenbesuche machte. Und dem Laien öffneten sich oft

mehr die Herzen als dem amtlich bestellten Pfarrer. Durch seine 60jährige Schultätigkeit in Hülben waren mit der Zeit fast alle Einwohner seine Schüler gewesen, und er kannte jeden Einzelnen aufs genaueste, hatte auch für jeden ein liebewarmes Herz. „Ich glaube, ich habe bis jetzt alle meine Sterbenden gut in die Ewigkeit hinübergebracht,“ hörte ich ihn einmal in seinem unbegrenzten Optimismus in einer Versammlung sagen. Eindrucksvoll und gesegnet waren auch seine schlichten und doch so geisteskräftigen Grabreden bei Beerdigungen von Kindern, wie seine „Staffelreden“, die er bei Hochzeiten der Dorfsitte gemäß zu halten hatte. Mancher junge Seminarist von Urach und mancher Student aus Tübingen, der von Zweifeln geplagt war, hat sich bei diesem edlen, abgeklärten Vertreter des schwäbischen Pietismus innerlich aufgerichtet und Lust und Liebe zum Dienst am Wort bei ihm sich geholt. Auch Männer von höchstem Stand und Rang bezeugten dem schlichten Dorfschulmeister in seiner kindlichen Originalität und ungebrochenen Glaubensstellung ihre aufrichtige Hochachtung und Wertschätzung. Ich erinnere mich, mit welcher Aufmerksamkeit und freundlichen Zustimmung einmal Hofprediger a. D. D. A. Stöcker von Berlin auf einer Lehrerversammlung in Stuttgart seinen Worten lauschte. Auch Prälat D. von Sandberg er hielt große Stücke auf ihn. (Vgl. „Dorfschulhaus“ S. 198—205.)

In großartiger Weitherzigkeit und mit klarem Blick verfolgte Kullen auch den Gang des Reiches Gottes in der ganzen Welt und lieb gern seinen Beistand den Werken der Äußerer und Innerer Mission. Rührend und beschämend für uns alle aber ist, was der 78jährige Greis in seiner letzten Versammlung, am 19. Februar 1905, sagte und bekannte: „Wir wollen uns fragen: ,Sind wir keine

Müßiggänger?' Da draußen mein Gärtlein sah manchmal recht liederlich aus, bin eben auch nicht dazu gekommen; allein wenn mir daran gelegen wäre, hätte ich auch mehr tun können, und wie viel, viel mehr hätte ich als fleißiger Arbeiter b e t e n sollen! China, Japan, Rußland und Afrika sollten wir mehr in unser Gebet einschließen. Auch an Hülben denke ich oft in meinem Gebet, daß es nicht so verweltliche und der Zug zum Wirtshaus weniger werde. Wieviel hätten wir beten können, solange wir an unsern Kartoffeln oder sonst auf dem Felde gearbeitet haben. Wir haben da viel Reste und haben Buße und Vergebung nötig. Und auch wenn wir meinen, unsere Pflicht getan zu haben, so wolle der Herr uns unsere Selbstgefälligkeit und alles Selbstlob wegnehmen. Herr, bring uns nach deiner großen Gnade immer wieder ins rechte Geleise!"

Die Nächsten aber, denen Kullen seine Liebe und Fürbitte zuwandte, waren außer den Hausgenossen die G e m e i n d e g l i e d e r. Mit seinen Hülbenern war er aufs engste verbunden, und sie kamen auch mit allen ihren Anliegen und Nöten zu ihm, weil sie stets ein williges Ohr, ein teilnehmendes Herz und eine hilfreiche Hand bei ihm fanden. Tat er scheinbar darin manchmal zu viel und gab man ihm einmal zu bedenken, es gebe auch eine „Lumpenbarmherzigkeit“, so antwortete er gelassen darauf: „Vor Gott sind wir alle Lumpen“. Dabei fehlte ihm aber durchaus nicht das nötige „Salz“ (Matth. 5, 13); er konnte zuweilen auch recht scharf den Leuten ins Gewissen reden, und in früheren Zeiten hat er manchmal einen Trinker eigenhändig aus dem Wirtshaus geholt. In einer öffentlichen Rede sagte er einmal: „Ihr Hülbenern habt allerlei Gutes: ihr seid sehr fleißig und geschäftsgewandt, auch im allgemeinen friedfertig und verträglich. Ferner seid ihr nicht selbstgerecht und wisset und bekennet, daß ihr beim

Sterben als arme Sünder ganz auf die Gnade Gottes angewiesen seid. Aber ich kann nicht unterlassen, eine dunkle Seite zu berühren, die euren Glanz verdunkelt und die ich sehr beklage. Das ist die *T r u n k s u c h t*, welcher sich manche hingeben. Wie traurig ist mir zumute, wenn ich abends um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr etwa mich niederlege, und ich sehe die Wirtshäuser noch so hell erleuchtet. Wie entsetzlich bemitleide ich die lieben Frauen, und ich bewundere sie, wenn sie ihre vertrunkenen Männer doch immer wieder liebhaben. Aber wie manche Frau jammert innerlich: „Ach, wieviel Geld verbraucht der Mann an e i n e m Abend, und ich hätte dasselbe so sehr nötig für die Haushaltung, in der es überall fehlt! Und wieviel ungeschickte Worte wird er, wenn er einmal angeheitert ist, herausreden, vielleicht sich in Streitigkeiten oder noch schlimmere Sachen verflechten, und, was das Ärgste ist, welch übles, übles Vorbild gibt er, wenn er heimkommt, den Kindern! Muß solche Frau nicht fast vergehen vor Gram, Ärger, Jammer und Sorge? Welch schweres Strafgericht laden sich die Männer auf, welche dem Trunke fröhnen! — Liebe Mitbürger! Haltet den Grundsatz fest: man soll den Durst nicht mit geistigen Getränken stillen, sondern mit Wasser, das der liebe Gott zu diesem Zweck gegeben hat.“

Ebenso ernste Worte konnte er aber auch den Brüdern und Schwestern in der *G e m e i n s c h a f t* sagen, und man nahm es gerne von ihm an, da alles aus herzlicher Liebe floß, und er sich selber auch, wenn's nottat, etwas von andern sagen ließ. Er hielt es da mit dem Psalmisten, der spricht: „Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich; das wird mir so wohl tun als Balsam auf meinem Haupt“ (Psalm 141, 5). Rullen war durch und durch *G e m e i n s c h a f t s m a n n*, der ganz Binsendorf beistimmte: „Ohne Gemeinschaft statuiere ich kein Christen-

tum.“ Diese Gemeinschaft war ihm nicht bloß ein äußerer, freundschaftlicher Verkehr, sondern wahre Herzensverbindung, wo eins des andern Last trägt, mit ihm sich freut und mit ihm trauert, vor allem, wo man „dem nachstrebt, das zum Frieden dient und was zur Besserung untereinander dient“ (Röm. 14, 19). Er galt auch frühe schon als das Haupt der Gemeinschaften seiner ganzen Gegend, so wenig er selber Führer und Vater sein wollte. Wenn sein graues Haupt mit dem milden Johannesblick in einer Monatskonferenz oder einer sonstigen Versammlung auftauchte, so ging immer eine frohe Bewegung durch alle Anwesenden, und manch eines flüsterte dem andern zu: „Der Kullen ist auch da; auf seine Worte freue ich mich am meisten.“ Und immer glich er dem „Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt“ (Matth. 13, 52) — und nie langweilig wird.

So geistesfrisch Kullen bis in sein hohes Alter blieb, so fehlten doch auch äußere S e m m u n g e n in seinem Leben nicht. In seinen besten Mannesjahren (1873-74) wurde er, wohl durch Überarbeitung, so in den Nerven angegriffen und dabei von einer solchen Heiserkeit befallen, daß er sein Amt nicht mehr versehen konnte. In dieser trübsalvollen Zeit bekam er einen tiefen Eindruck von der Flüchtigkeit des Menschenlebens und von der Nichtigkeit alles Irdischen, daß er nicht begreifen konnte, wie man sich um weltliche Dinge streiten und für Tagesneuigkeiten interessieren könne. Er vermochte damals nichts anderes mehr zu lesen als das Wort Gottes und die Schriften von J. Albrecht Bengel, weshalb er auch seinem damals (den 13. September 1873) geborenen Söhnlein die Namen dieses großen Gottesgelehrten „Johann Albrecht“ beilegte. Für die Kinder war übrigens diese Leidenszeit des Vaters wohl „die schönste Zeit ihres

Lebens.“ Die älteste Tochter Agnes schreibt darüber: „Papa kleidete uns da morgens an, machte kleine Spaziergänge mit uns, wobei er uns spielend in die Lesekunst einführte, indem er da und dort auf Feldsteine Druckbuchstaben zeichnete, die wir für das nächste Mal uns merken sollten. An regnerischen und winterlichen Tagen klebte er jedem von uns Bilder auf Pappdeckel oder erfreute sonst unser Herz durch allerlei Kurzweil. Eine Tante, die uns damals besuchte, sagte zu ihm: „Man merkt deinen Kindern ihren guten Umgang an.“ Als er in dieser Zeit von einer Erholungsreise heimkehrte, bewillkommten wir ihn mit einem Kranz, der die Inschrift trug: „Ich bin der Herr, dein Arzt“ (2. Mose 15, 26), was ihm sehr zur Glaubensstärkung diente. Viele beteten damals: Gott möge ihm gleich Hiskia „noch 15 Jahre zulegen“ (Jes. 38, 5), und der gnädige Gott gewährte auch diesen Wunsch über Bitten und Verflehen; denn noch mehr als 30 Jahre lang durften wir den lieben Vater behalten und durfte er in Geist und Kraft seines Amtes walten.“

Die allgemeine Liebe und Wertschätzung, die er weithin genoß, kam in besonders rührender Weise vor seinem Hinschied aus diesem Leben zum Ausdruck. Von allen Seiten kamen während seiner letzten Krankheit die Leutlein gelaufen, um ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen.

Gebrechlich war Kullen schon seit vielen Jahren, und wegen seines Leibschadens konnte er im Alter nicht mehr zum Gebet niederknieen, wie er früher es gern im Verborgenen getan hatte. Seine Arbeitsfreudigkeit wie auch sein Frohsinn durften aber dadurch keinen Eintrag erleiden. Er befolgte dabei das Wort Jesu in der Bergpredigt: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, auf daß du nicht scheinest vor den Leuten

mit deinem Fasten“ (Matth. 6, 17 f.). Im geheimen litt er zwar viel, von dem andere Leute keine Ahnung hatten. Denn seine Natur war außerordentlich zartbesaitet und *f e i n f ü h l e n d*, und an manchem, über das die meisten Menschen leicht hinweggehen, hat er schwer und schmerz-
lich getragen.

Sein naher Freund, Seminaroberlehrer *B o c h - t e r l e* von Eßlingen, sagte einmal dem Schreiber dieses: „Wenn in einem Kreis vertrauter Personen übel über Abwesende geredet wird, so pflegt Kullen sofort zu schweigen oder das Gespräch auf andere Dinge zu lenken. ‚Asterreden und bösen Leumund machen‘, verträgt er durchaus nicht. Das ist mir groß an ihm.“ Wir denken hier an das Wort des Apostels: „Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit; sie freuet sich aber der Wahrheit“ (1. Kor. 13, 6).

In der weitverzweigten Familie gab es immer wieder auch allerlei Sorgen und Kümmernisse durch Krankheiten, Todesfälle und sonstige schwere Schicksalsschläge. Das erschütterndste Ereignis war für Kullen das große *E i s e n b a h n u n g l ü c k* bei Mönchenstein im Jahr 1891, wobei 4 Glieder der Familie seines Schwagers *B u b e c k* aus Basel ums Leben kamen. Nur durch ernstliches Anhalten im Gebet konnte er diesen furchtbaren Schlag verwinden. Stets und aufrichtig dankbar aber war er seinem Herrn, daß in seinem engsten Familienkreis der Tod keine Ernte halten durfte und Gott ihm alle seine Kinder am Leben ließ. Er sagte öfters, das Sterben und Hergeben eines Kindes hätte er nicht durchmachen können.

Er sollte aber selbst noch in den Leidenstiegel geworfen werden, ehe der Herr ihn zur Herrlichkeit eingehen ließ. Nachdem er schon längere Zeit unwohl gewesen, stellte ein verwandter Arzt um Weihnachten 1904 ein

Krebsleiden bei ihm fest. Von da an nahmen auch sichtlich seine Kräfte ab. Merkwürdig aber war es, wie er immer wieder aufstehen und trotz aller Schwachheit fast bis in die letzte Zeit hinein allerlei Dienste verrichten konnte. Bis zum 6. Februar 1905 ging er mit seinem geschwächten, franken Körper in seine geliebte Schule und unterrichtete, oder humpelte er an seinem Stoch ins Schulzimmer hinunter, um Stunde zu halten oder die Konferenz zu leiten. Lange hat's gedauert, bis er sich endlich ergab und ganz auf dem Lager blieb.

Sein Kranken- und Sterbebett war von viel Liebe umgeben. Er hatte die große Freude, daß sein Sohn Paul noch zu seiner Vertretung nach Hülben berufen wurde und so um den hinwegeilenden Vater sein konnte. Auch die älteste Tochter, die auswärts bei Geschwistern zur Hilfe war, kam noch in den allerletzten Tagen zur Freude des Vaters. So umgaben außer der in Elberfeld verheirateten Tochter, Frau Pfarrer Busch, und dem nervenleidenden Sohne Hermann alle seine Lieben sein letztes Lager. Still und ergeben verblieb er bei all seinen Schmerzen, durfte sich auch der besonderen Nähe seines Heilandes erfreuen, mit dem er in ununterbrochenem Gebetsverkehr blieb. Einem alten, treuverbundenen Freunde sagte er wenige Tage vor seinem Tode, es freue ihn so, daß er jetzt soviel Zeit zum B e t e n habe. Da sei ihm gegenwärtig ein Hauptanliegen der Zar in Rußland, dann komme er an den Aufstand der Herero in Afrika usw.

Bezeichnend für seine Liebe, die „nimmer aufhörte“, ist folgender Vorfall. Als sein Ende sichtlich näher rückte, ließ er eines Tags alle Familienglieder um sein Bett versammeln. Diese meinten, er wolle jetzt irgendwie Abschied nehmen oder ihnen seinen Segen geben, worauf sie sich aufrichtig freuten. Sie wunderten sich aber doch, da es

sonst gar nicht seiner Art entsprach, solch feierliche, rührende Auftritte zu veranstalten. Und was war's? Einige Zeit zuvor hatte sich eine Familie um eine größere Gelduntersützung an ihn gewandt. Es war in der Sache noch nichts geschehen, da eigentlich alle, die man darüber befragte, gegen die Gewährung dieser Gabe waren. Die Sache hatte ihm aber innerlich keine Ruhe gelassen, und darum erteilte er nun seinen Angehörigen den bestimmten Auftrag, daß sie die Bittenden befriedigten, was sie dann auch taten.

Immer mehr sehnte er sich nach seines Leibes Erlösung und sagte öfters mit getrostem Mut: „Ich darf bald heim — zur Herrlichkeit!“ Wenn er in seinen letzten Tagen entsetzlich von Durst gequält wurde, so konnte er in fröhlicher Hoffnung reden von dem „Lebenswasser“ (Offenb. 22, 17), das all seinen Durst löschen werde. Am 4. März 1905 durfte er endlich den letzten Seufzer tun, nachdem er fast 78 Jahre alt geworden war.

Am 7. März strömte eine große Menge von Menschen nach Hülben, um dem geliebten Entschlafenen das letzte Ehrengelächte zu geben. Im Hause segnete sein Freund Tochterle die sterbliche Hülle unter herzlichem Gebet ein. Draußen auf dem Friedhof wurden außer der Grabrede des Ortsgeistlichen allerlei Nachrufe gehalten, die alle Zeugnis ablegten von dem gesegneten Lebenswerk des Verewigten. Dieses wurde vor allem ins rechte Licht gerückt durch die packende Rede des Ortspfarrers Golder über 1. Kor. 15, 10: „Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.“ Nach dem Begräbnis wurde in der dichtgefüllten Kirche eine Gemeinschaftsstunde gehalten. Der Text war Hebräer 13, wo die Erinnerung steht, rechtschaffenen Lehrern zu folgen.

Gesungen wurde dabei das Kullensche Familienlied ihres Lieblingsdichters Phil. Friedrich Hiller: „Herr, von unendlichem Erbarmen.“

Wir teilen aus den mancherlei Ansprachen einige Worte mit, die zugleich ein zusammenfassendes *C h a r a k t e r b i l d* des Entschlafenen geben sollen:

„Auf *G n a d e* hat er sein ganzes Leben gegründet, im Gnadenstand ist er von Kind auf beharrt, wie ihm auch die hl. Taufe als ‚grundlegende Gnade‘ zeitlebens, wie Luther, so wichtig und tröstlich gewesen ist. So ist er auch ein ‚Schulmeister von Gottes Gnaden‘ geworden, der die ihm anvertrauten Kinder nicht bloß zu brauchbaren Menschen sondern auch zu angehenden Christen erziehen wollte. Die Gnade Gottes war ihm allgenugsam. Nach Gütern dieser Erde oder Ehre vor den Menschen hat er nie gestrebt. Einkommen und Stellung waren von jeher im Kullenschen Hause Größen, die man eher fürchtete als suchte. Mit einer *G a s t f r e u n d s c h a f t*, deren Möglichkeit man nur begreifen konnte, wenn man den Segen Gottes in Anschlag brachte, nahm man Brüder und Schwestern aus allen Ständen im Hause auf. Geradezu ideal und vorbildlich für die ganze Gemeinde war das *F a m i l i e n l e b e n*, das von herzlichster gegenseitiger Liebe getragen und umschlungen war, und das auch Raum für geistig minderwertige Kostgänger bot. In allen Dingen, und besonders auch im Kleinen, *t r e u* zu sein, war Kullens oberstes Bestreben, und ‚Treue im Kleinen ist etwas Großes vor Gott‘, wie Bengel sagt. Mit dieser Treue verband sich bei ihm eine tiefe *D e m u t*. Schon vor 40 Jahren sagte ein bedeutender Mann: ‚Es ist gar keine Kunst, über Kullen hinaufzukommen; ob aber schon einer unter ihn *h i n u n t e r g e k o m m e n* ist, bezweifle ich.‘ So lieb er alle Menschen hatte, so wollte er

sie doch nicht zu Jesus treiben, sondern zu ihm locken und ziehen. Er war auch kein toter Wegweiser, sondern ein lebendiger Führer. Sein ganzes Christentum hatte etwas **Natürliches**, Ungekünsteltes und war darum anziehend für jedermann, auch für Weltleute, unter denen er kaum einen Haßer hatte. Als Überschrift über des Entschlafenen Lebensgang könnte man am besten das Wort Pauli setzen: ‚Eure Lindigkeit lasset kund sein allen Menschen‘ (Phil. 4, 5). Auch das schwere **Kreuz**, das ihm Gott jahrelang auferlegte, hat ihn in seinem kindlichen Glauben nicht irregemacht, und er konnte anderen den Rat geben: ‚Wenn man euch fragt: Wie geht’s?‘ so spricht nur immer: ‚Vorzüglich.‘ Es müssen eben denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. So war auch das letzte Wort, das man aus seinem Munde vernahm: ‚**Herzlichkeit**. — Ein Starke in Israel, ein Vater in Christo ist mit ihm dahingegangen, ein Beter, wie es wenige gab, ein Mann, der festgewurzelt stand in Gottes Wort und in unerschütterlichem Glauben sich selbst und die Welt überwunden hat. Wir alle werden sagen: ‚Unsere Seele müsse sterben des Todes dieses Gerechten und unser Ende werden wie sein Ende‘ (4. Moße 23, 10).“

V. Die sechste Generation.

Auch nach dem Heimgang von Johannes Kullen blieb das Hülbener Schulhaus ein Sammelpunkt gläubiger Kreise der näheren und entfernteren Umgebung. Die milde Abendsonne, welche daselbe erwärmte und durchleuchtete, war Mutter **Pauline Kullen**. In 39jährigem Ehestand war sie mit dem Gatten immer mehr „ein Herz und eine Seele“ geworden und hörte auch nach seinem

Hinscheiden nicht auf, „Gutes zu tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Gal. 6, 10). Jahrelang durfte sie sich noch einer unversehrten Frische des Geistes erfreuen und vielen zum Segen sein.

Die beiden im Schuldienst zu Hülben stehenden Söhne, Albrecht und Paul Kullen, verwalten als tüchtige und gewissenhafte Lehrer ihr Amt und widmen sich dabei auch, ein jeder in seiner Art, der ererbten Gemeinschaftspflege.

Oberlehrer Albrecht Kullen, jetzt im 50. Lebensjahr stehend, ist seit 1905 der Nachfolger des Vaters auf der ersten Schulstelle, dient gern als Hausvater den Gemeinschaftsgliedern und betreibt mit besonderer Vorliebe auch die übernommene Landwirtschaft. Ein reiches Maß vielseitiger Arbeit, das damit auf seine Schultern gelegt ist! Aber er ist stets mit unverdrossenem Mut und fröhlichem Sinn dabei. Er verehelichte sich am 28. November 1910 mit Hildegard Kullen aus München, einer Nrenkelin von Johannes Kullen in Korntal. Zu großem Schmerz der Jhrigen starb sie bereits am 12. November 1911, erst 24 Jahre alt, nachdem sie am 18. Oktober 1911 einem Knaben, Eberhard, das Leben gegeben hatte. Der Gatte blieb unverehelicht, und an die Stelle der Dahingeschiedenen traten wieder in der Führung des Haushalts die beiden ältesten Schwestern Agnes und Pauline, die zugleich treu und still das überkommene geistige Erbe der Familie pflegen.

Der jüngere Bruder Paul Kullen, geboren den 5. Januar 1882, verheiratete sich am 23. April 1913 mit Elisabeth Dierlamm, einer Schwester des damaligen Hülbener Pfarrers. In mancher Beziehung dem Vater gleichend, lehrt und erzieht er seine Schüler in biblisch frommem Geist und dient gerne auch der Gemeinschaft

nach der ihm von Gott verliehenen Gabe. Vier muntere Kinder beleben seine traute Häuslichkeit.

Drei Schwestern, Johanna, Elise und Mina, sind auswärts verheiratet. Johanna verlor erst voriges Jahr nach 27jähriger, glücklicher Ehe ihren Mann, den weithin bekannten und hochgeschätzten Pfarrer Dr. Wilhelm Busch in Frankfurt a. M. Elise wurde die Gattin von Hauptlehrer Runo Wanderer in Meidelfstetten bei Münsingen, und Mina die Lebensgefährtin von Pfarrer Heinz Schäfer in Wolfach im badischen Schwarzwald. Die zahlreichen, z. T. jetzt erwachsenen Kinder dieser drei Familien nehmen gern ihren Ferienaufenthalt im alten Familiensitz zu Hülben.

Das alte Schulhaus und seine jetzigen Inwohner hat eine Frankfurter Ni ch t e im Jahr 1918 ihrem damaligen Verlobten, einem württembergischen Pfarrer, in anschaulicher und anziehender Weise geschildert. Wir geben hier im Auszug ihre treffenden Beobachtungen und Eindrücke wieder über den von den Vätern überkommenen Geist der Liebe und Treue der 6. Generation, in welchem, wie von altersher gewohnt, p r a k t i s c h e s C h r i s t e n t u m in aller H e r z e n s f r ö h l i c h k e i t geübt wird. Sie schreibt:

„Komm mit! Ich will Dir etwas Schönes, Herzerfreuendes zeigen — das große Haus da mit dem hohen, dunklen Dach, das alte Schulhaus von Hülben. Du siehst der langen Reihe von Fenstern an, daß man hier die Sonne hereinläßt. Freien Zugang hat sie von überallher; sie darf alles anschauen, was drinnen vorgeht. Auch die Tür ist den ganzen Tag geöffnet für jeden, der herein will, für das kleine Gassenbüblein, das in der großen Flur ein feines Versteck für sein Spiel findet, vor allem aber für Besucher aus Stadt und Land, die hier Erquickung

für Leib und Seele suchen, für die lieben Stundenleute, die sonntags leise und still eintreten, um Kraft für die Woche zu holen.

Die alten, ausgetretenen Treppenstufen sind wie alte Krieger mit ehrenvollen Narben. Aber wenn Du droben in der Wohnstube gewesen bist und Dein Auge in weite Fernen des Geistes geschaut hat, bemerkst Du beim Herabsteigen ihre Unebenheiten nicht mehr. Die Stiege führt zunächst zur Küche, an der Du nicht achtlos vorübergehen darfst. Hier ist das Reich von Tante Pauline, wo sie schon morgens früh, wenn alles im Hause noch schläft, das Feuer schürt und den Imbiß für Menschen und Vieh bereitet. Und bis abends zuletzt ist da ihr Platz. Denn es ist ein großes Haus, das versorgt sein will; fast immer sind auch Gäste da, und alle wollen es gut haben. Einmal im Sommer waren wir zu achtzehn, und wie war da Tante im Glück! Nun konnte sie doch recht vielen wohlthun. Jedes bekommt von ihr, was es bedarf, und jedes kommt zu seinem Recht. Bei Tisch sorgt sie für alle; sie selbst aber nimmt, wenn alle gesättigt sind, schnell vom Übriggebliebenen etwas zu sich, und sinnt dabei schon wieder auf die nächste Mahlzeit.

Wenn Du meinst, sie ruhe ein wenig, so findest Du sie auf einmal im Dorf, um hier einer Wöchnerin ein stärkendes Sूपlein oder dort einem Kranken etwas Erfrischendes und Kräftigendes zu bringen. Für jeden, der ihr begegnet, hat sie ein freundliches Wort oder einen guten Rat oder einen lindernden Trost. Und alles geht zu Herzen, weil es aus einem Herzen kommt, in dem Gottes Geist lebt und regiert.

Kennst Du die Acker auf der Alb? Steinig sind sie und gar wenig fruchtbare Erde liegt oben darauf. Brennt die Sonne auf ihnen, so wird der Boden hart und rissig,

und die zahllosen weißen Kalksteine glühen unter ihren Strahlen. Das Korn zwar wird gelb und reif; aber auch böses, verderbliches Unkraut gedeiht, scharfe Disteln und leuchtend gelbe ‚Klaffen‘ (‚Klappern,‘ Hahnenkamm). Und dem Bauern macht's Sorge — wer mag in endloser, mühsamer Arbeit diese ungebetenen Gäste ausrotten?

Aber e i n e kenne ich, der ist nichts zu mühsam, nichts zu langweilig. Gerade solche Arbeit, die sonst niemand tun mag, sucht sie sich aus, und sagt, sie tue sie besonders gern.

Tante A g n e s ist's. Halbe Tage lang ist sie verschwunden, und sucht man sie, kann man sie auf dem Acker finden ganz allein. Unermüdlich rauft sie bei gekrümmtem Rücken mit festem Griff das schädliche Unkraut aus, und abends setzt sie sich fröhlich zu den andern und sagt: sie habe einmal wieder ihre ‚Lieblingsbeschäftigung‘ ausüben dürfen.

Versteht Du das, wenn Du weißt, daß einst ihr Denken und Trachten darauf gerichtet war, ihren so regen Geist besonders auszubilden, zu lernen, zu studieren? Man begreift es nur, wenn man einen Blick tut in ihre liebe Seele, die nichts Größeres kennt, als andere zu erfreuen und dabei still beiseite zu stehen. Darum konnte sie die lieben Jugendpläne aufgeben, konnte das Alter der Großeltern in M. durch treue Hilfe und aufopfernde Pflege erleichtern, konnte 11 Jahre bei der Schwester und deren Kinderschar leben und ihnen allen ihre Gaben und Kräfte widmen, so daß diese vieles vom Besten, was sie besitzen, ihr verdanken. Das heißt nach dem Wort des Apostels handeln: ‚Ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist‘ (Phil. 2, 4).

Wenn Du in den Ferienwochen hie und da in den Morgen hineinträumst, weckt Dich auf einmal ein frischer

Klang: Onkel A l b r e c h t singt mit seinen Schülern den M o r g e n c h o r a l. Kommen seine Gäste vom Frühspaziergang heim, geht er ihnen frohgemut entgegen, nachdem er 5 stramme Schulstunden hinter sich hat. Er sucht jedem Einzelnen besondere Freude zu machen, obwohl es ihm oft weh ums Herz sein muß, wenn er sein liebes, mutterloses Söhnlein anschaut, das auch schon draußen in der Fremde eine Stadtschule besucht, und nun mit den Vettern und Basen bei ihm die Ferien verbringt. Gott hat ja dem guten Onkel so schnell sein schönstes Erdenglück genommen, seine junge Frau. Auf fremdem Boden, in einer fernen Residenzstadt war sie aufgewachsen, die seines Lebens Mai bedeutete. Aber wie gerne hatte sie sich verpflanzen lassen; hatte sich doch ihr Innerstes immer zu der ländlichen, köstlichen Kullenheimat hingezogen gefühlt. Wie eine Rose sehe ich sie vor mir, erblüht in inniger Liebe zu ihrem Manne, strahlend von frischem, warmherzigem Leben. Doch nach Jahresfrist schon versetzte Gott sein ‚liebes Blümelein‘ in seinen himmlischen Garten. Wohl hinterließ sie dem alten Stamm ein neues Reislein, das älteste Glied der siebten Generation; aber ihr Scheiden schmerzte tief und wird immer wehtun. Niemand möchte den Onkel mit seinem geheimen Kummer betrüben. Er möchte uns ja auch nur fröhlich sehen; mit uns lacht und singt er.

O wie schön waren die A b e n d e , wo alles in der großen Wohnstube versammelt war! Wir sangen zusammen innige, geistliche Lieder, feste und starke Vaterlandslieder und traute Volkslieder. Immer neue wurden vorgeschlagen, und wenn wir aufhören wollten, rief es von der Straße herauf: ‚Ach, singt doch no eins!‘ Denn da unten hatten wir an den warmen Sommerabenden große Zuhörerschaft. Die jungen Leute stehen in kleinen Gruppen

umher, Buben sind auf den Wagen geklettert; auf der Bank beim Nachbarhaus sitzen ein paar alte Weiblein und legen für heute die Hände in den Schoß, ein paar junge Mädchen schmiegen sich auf Onkels Schubkarren aneinander; unter der Haustür steht der Nachbar Franz mit der Pfeife im Mund, und am Fenster lehnt sein Weib mit dem Kleinsten auf dem Arm. Alle lauschen gespannt und ergriffen unsrem Singen, und erst als der letzte Ton verklungen ist, gehen sie still auseinander.

An vielen Abenden ist es auch anders, aber immer behaglich und gemüthlich. Man sitzt beim traulichen Schein der Lampe in reger Beschäftigung um den großen Familientisch her, die Frauen und Mädchen mit fleißiger Hand die Nadel führend, während die Männer ernste Reden austauschen über Kirche und Schule, über Gemeinschaft und Vaterland und über die Zeitereignisse mit ihren Nöten in Stadt und Land. Plötzlich ertönt vom nahen Kirchturm her die *B e t g l o c k e* und ruft ins Dorf hinein: „Hört, ihr Leut, 's ist Feierabend!“ Da setzt sich Onkel Albrecht ans Klavier, schlägt einige Akkorde an, worauf auch die noch draußen sich befindlichen Hausgenossen herbeieilen, und dann erschallt's in vollem Chor:

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es nun Abend worden ist.

Wie das alle Herzen verbindet und erhebt und in die höhere Welt von Gottes Reich einführt! Bald ziehen sich die Gäste zur Nachtruhe zurück, während Onkel Albrecht öfters noch amtliche Schreibereien besorgt. Morgens ist er aber wieder vor Sonnenaufgang an der Arbeit; der Vormittag gehört der Schularbeit, der Nachmittag dem Feldgeschäft. Neben seinem eigentlichen Beruf als Lehrer hat er noch tausend andere Pflichten zu erfüllen, und er unterzieht sich ihnen willig und mit Freuden. Jetzt besorgt er

einem Gast das Gepäck und geleitet ihn eine Strecke weit; dann weist er einer muntern Studentenschar die schönsten Aussichtspunkte der Umgebung, oder er hilft einer alten Frau den Heuwagen laden; gerne liest er auch in einer ruhigen Stunde der lieben blinden Mutter vor. Keine Bitte schlägt er ab, mit deren Gewährung er im Kleinen oder Großen irgend einem Mitmenschen einen Gefallen erweisen kann. So gilt auch von ihm das Wort: ‚Wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen‘ (2. Kor. 6, 6). —“

So weit das Frankfurter Väschen, und wir haben den schlichten und doch so reizvollen Schilderungen des heutigen Kullenschen Familienlebens nur noch wenig beizufügen.

Eine unbegrenzte Gastfreundschaft wird immer noch im alten Dorfschulhaus allen Besuchern entgegengebracht, und an manchen Tagen stellen sich diese scharenweise ein, nicht bloß eigentliche Gemeinschaftsleute, sondern auch Seminaristen von Urach und Studenten aus Tübingen wie auch sonstiges wanderndes Volk. Ein Vorfall sei besonders erwähnt (vergl. Neckarzeitung 1917, Nr. 181):

An einem prächtigen Maisonntag des Jahrs 1914 erschien der damalige Unterstaatssekretär und spätere Reichskanzler Dr. Michaelis mit einem Duzend deutsch-christlicher Studenten aus Tübingen von einer Touristenfahrt her im Hülbener Schulhaus und sprach in der Stunde dort wie ein Bruder unter Brüdern „von dem hohen Wert eines erlebten und erprobten Christentums“. Nachdem er sich mit seinen Begleitern eine Tasse Kaffee am großen Familientisch hatte schmecken lassen, zog er in fröhlichster Stimmung wieder ab. Erst bei seinem Abschied offenbarte einer der Besucher, welcher einflußreiche

Stellung im Reiche der einfache Tourist bekleide. Doppelt geschätzt wurde der hohe Gast, da sein Bruder, Pastor Michaelis in Bethel bei Bielefeld, als führende Persönlichkeit in den deutschen Gemeinschaftskreisen wohl bekannt war.

Der große Krieg 1914—18 hat allerdings wie überall so auch in der Hülbener Gemeinde manche neuen Verhältnisse und Umstellungen geschaffen. Aber „Gottes Wort ist nicht gebunden“ (2. Tim. 2, 9), und „das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen“. Im Rückblick auf die 200jährige Geschichte des Hülbener Schulhauses dürfen wir sagen: „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen!“ (Offenb. 21, 3.)



Neuerscheinungen:

Hundert Ehrenzeugnisse für die Bibel.

Bedeutungsvolle Züge aus ihrer Geschichte und
Ausprüche berühmter Männer.

Gesammelt von **Friedrich Baun**, Pfarrer.

Oktav 40 Seiten.

Inhalt: Was die Weltleute sagen. Was Christen bekennen.
Was Heiden rühmen. Was Tatsachen beweisen.

Was jedermann von seiner Lutherbibel wissen muß.

Eine Festgabe zur vierhundertjähr. Gedenkfeier der Lutherbibel
von **Pfarrer D. Adolf Risch**.

Oktav, 40 Seiten mit 5 Bildern.

Inhalt: I. Wie die Bibel entstanden ist. Einleitung.
Wort und Schrift in ihrer Bedeutung für die biblische Offenbarung.
Die Sammlung der Schriften des Alten und Neuen Testaments.
Text und Übersetzungen der alten Bibel. II. Wie Luther aus der
Bibel ein deutsches Volksbuch gemacht hat. Einleitung.
Was Luther an der Bibel erlebte. Wie Luther die Bibel verdeutschte.

Das kleine Sektenbüchlein

von **Paul Scheurle**n, Dekan.

1. bis 20. Tausend. Oktav 64 Seiten.

Inhalt: Die Neuapostolischen. Die Adventisten. „Ernstliche Bibelforscher.“ Versammlung (Darbyisten). Tempelgesellschaft. Pfingstbewegung. „Christliche Wissenschaft.“ Mormonen. Anthroposophen (Rudolf Steiner). Spiritisten.

Christlicher Volksdienst, Heft 1:

Heraus aus dem Sumpf!

Ein Bild aus der Stadtmission von **Ulrich Lörcher**.

32 Seiten mit hübschem Umschlag.

Umschau

auf dem Gebiet der philosophischen Probleme.

Von **Dr. Ernst Wittich**. 3. Aufl. Oktav 32 Seiten.

Trost und Rat aus der Erfahrung.

Aus dem Tagebuch eines Betrübten. 32 Seiten. 36.—45. Tausend.

Worte des Trostes für Leidende.

64 Seiten. 120.—130. Tausend.

Schwäbische Charakterbilder.

Herausgegeben von Pfarrer Fr. Baun.

Umfang je 32—64 Seiten mit Bildern, in Umschlag geheftet.

Neu! **Charlotte Reihlen.** Neu!

Ein Frauenbild aus den Stuttgarter Gemeinschaftskreisen.

Neuauflagen:

Johann Albrecht Bengel, der Vater des schwäb. Pietismus. 4. umgearb. Auflage.

Pfarrer Christof Blumhardt, (Vater), ein Mann der Hoffnung. 8.—18. Tausend.

Joh. Friedr. Flattich. Mit Anhang: Hausregeln. 9. Aufl.

Joh. Mich. Hahn, der Gründer der Hahn'schen Gemeinschaften. 4. Auflage.

Schulmeister Kollb in Dagersheim. Ein Charakterbild aus den Hahn'schen Gemeinschaften. 3. Auflage.

Johannes Kullen. Ein schwäb. Stundenhalter. 3. Auflage.

Prälat Detinger, der Theosoph des Schwabenlandes. 5.—15. Tausend.

Früher ist erschienen:

Missionar Dr. Herm. Gundert. Von Pfr. A. Römer.

Ludwig Hofacker, ein Herold des Evangeliums. Von Th. Jaeger, Stadtpf. 128 S., hübsch brosch.; fein geb.

Die evangel. Liebestätigkeit in Württemberg.

Heft 1: Die evangelischen Schwestern u. ihre Tätigkeit.

Herausg. v. d. Landesvereinigung f. Innere Mission in Württemberg. Lex.-8^o 36 S. mit Bildern.

Dienet einander!

Handbüchlein für Kirchengemeinderäte u. Freunde der ev. Kirche.

Herausgegeben von Liebhabern der Kirche.

Mit 7 Bildern von **Rudolf Schäfer**. Taschenformat 80 Seiten.

Bibelklänge.

Merksverse u. Gedichte zur bibl. Geschichte v. **E. Geißer**, Stadtpf.

Mit Geleitwort von Stadtdekan D. Th. Traub, Oberkirchenrat.

244 S. In Leinwand gebunden.

Lehtjährlige Erſcheinungen:

Aus klaren Quellen:

Der Morgenſtern von Wittenberg.

Das Leben der Frau Doktor Luther dem deutſchen evang. Volke erzählt von Dr. Hermann Moſapp, Oberſchulrat.

172 S. mit 1 Titelbild. 1.—5. Tauſ. fein geb. In Halbl. gebunden.

Nicht umſonſt gelebt.

Drei Lebensbilder von Frau Adolf Hoffmann. 18.—20. Tauſend. Mit 3 Bildniſſen. Mit Goldpreſſung. Geb. In Halbl. gebunden.

Im Dienſt verzehrt. (Früher: Nicht umſonſt geſtorben.)

Drei Lebensbilder a. d. Weltkrieg von Frau Adolf Hoffmann.

Mit 3 Bildniſſen. 9.—12. Tauſend. Fein gebunden.

Volks- und Heimatbücher:

Heinz Horſtmanns Kampf.

Erzählung von Frieda Henning.

160 Seiten, hübsch broſchiert; fein gebunden.

Stärker als der Tod. (Früher: Vom Vaterland der Treue.)

Schlichte Lebensbilder von Karl Heſſelbacher.

7.—9. Tauſend. Fein gebunden.

Höhentweg-Bücherei:

Frauendienſt.

Erzählungen von Martha Krockenberger.

1.—5. Tauſend. Fein gebunden.

Meine alten Weiblein.

Alltagserlebnisse von Marie Joſenhanſ.

20.—30. Tauſend. Mit einem Geleitſwort von Auguſte Supper.

96 S. Hübsch karton; fein gebunden.

Q u e l l - V e r l a g S t u t t g a r t.

